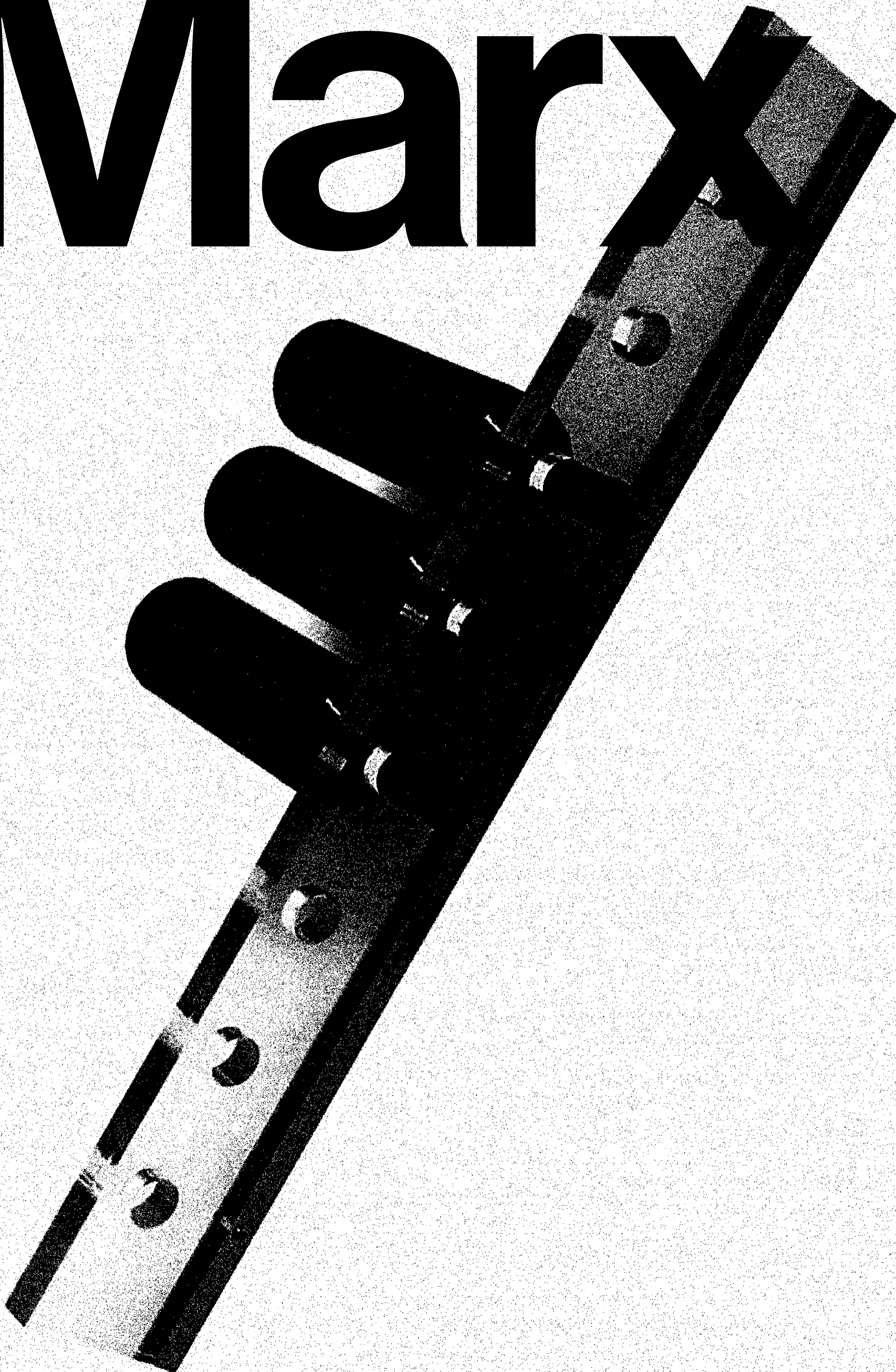




Marx



«Ich bin so weit, dass ich in fünf Wochen mit der ganzen ökonomischen Scheisse fertig bin», schrieb Marx 1851 über ‚Das Kapital‘ an Engels. Er brauchte noch 16 Jahre. Das ist jetzt 150 Jahre her.

Was hat sich seither getan? Die Industrie ist gewachsen, mit ihr der Reichtum und die Belastung für Mensch und Umwelt. Ein paar Staaten haben sich am Sozialismus versucht. Die andern treiben den Kapitalismus dermassen ad absurdum, als ob sie Marx beweisen wollten, dass dieses System sich eben nicht und niemals selber abschafft, egal wie blöd man tut. Die Ungleichheit wächst dabei ins Groteske.

Und nun, man munkelt, es sei seit der Finanzkrise, prangen auf den Titelseiten von bürgerlichen Blättern: «Marxismus wird wieder salonfähig», oder gar: «Marx is back»! In Zeiten, in denen sich jeder selbst ausbeutet, weil alles Kapital ist – der strahlende Körper, das gepützelte soziale Netz, die Diplome und Preise, der vegane biodynamische Kühlschrank – findet scheinbar eine Rückbesinnung auf den bärtigen Herrn statt. «Die Zeit» behauptete Anfang Jahres gar: «eingefleischte Liberale bewundern seine Prognose-Fähigkeiten». Wird da etwa die Vernunft wieder salonfähig? Aber mal ehrlich, wer liest denn noch heute das meterlange ‚Kapital‘? Die Ökonomen, die je etwas davon gehört haben, maulen, es sei zu schwierig. Die gehetzten Studenten im Bologna-System lesen für ihr Referat die Zusammenfassung auf Wikipedia.

Schliesslich sind sich selbst Experten nicht einig, wie dieses Werk überhaupt eingeordnet werden soll: Kritisiert Marx darin die Ökonomie an sich oder war er gar selber Ökonom, auf der Suche nach einer besseren Wirtschaftsform?

Wer war dieser Mann, der so verteuftelt wie vergöttert wird? Welche Bedeutung hat er für die heutige Soziologie? Für die Wirtschaft? Den Alltag? Inwiefern ist sein ‚Kapital‘ heute noch aktuell? Wie könnte eine aktuelle Kapitalismuskritik aussehen?

Und à propos Prognose: Wo bleibt eigentlich die Revolution der Arbeiter, die Marx beharrlich heraufbeschwor? Gibt es «den Arbeiter» in nächster Zukunft überhaupt noch – oder wird er demnächst komplett durch technologische Errungenschaften ersetzt? Und die Gesellschaft somit zweigeteilt in eine «nutzlose» und eine göttergleiche Klasse, wie der Historiker Harari schreibt?

In dieser Ausgabe kommen Marx-SpezialistInnen zu Wort: Professoren, Studentinnen wie Funken-Aktivisten umkreisen das ‚Kapital‘, untersuchen zentrale Begriffe daraus und verbinden sie mit unserer heutigen Zeit. Und ja: «Revolution» kommt auch vor.

von Michelle Steinbeck

PS. Das ganze Semester über fürchtete ich mich vor dem Referat, dass Farah und ich gegen Ende desselben im Kapital-Seminar halten sollten. Glücklicherweise stellte sich unser Kapitel: das 24. über die «sogenannte ursprüngliche Akkumulation», als bilddaft geschrieben und somit – im Gegensatz zu anderen – sogar mir recht verständliches heraus. Und weil Zeit ein kostbares Kapital ist, versuchte ich das Handout zum Referat im Zug zu schreiben. Genauer: Im Regionalnachtzug von Zürich nach Basel. So klickerte ich beim Anrollen schon fröhlich in die Tastatur, als zwei betrunkene Aargauer Prolos sich in die freien Sitze meines Abteils fallen liessen. Ich tippte beflissen weiter, was die beiden – ein Automechaniker und ein Heizungsmonteur – sehr interessant und verrückt fanden. «Was schreibt die wohl! Schreibt die noch oder schon?» Bald lehnte sich der eine über meinen Bildschirm und las laut: «Aaku! Muulu! Zion! Hm.» Und weil sie nun zu werweissen anfangen, um was für eine Anhäufung (sic!) es sich hier wohl handeln könnte, schlug ich einen Deal vor: Wenn sie mir schon nicht mit konzentriertem Schweigen dienlich sein können, müssen sie wenigstens mit mir besprechen, was Marx mit der sogenannten ursprünglichen Akkumulation gemeint hat. Sie waren sofort gewillt, und so versuchten wir die nächsten 20 Minuten der Strecke Zürich-Lenzburg, uns gegenseitig den Marx verständlich zu machen. Ich brachte Zitate und Definitionen ein, die ich so einfach wie möglich – gar nicht so einfach! – darzulegen versuchte und sie trumpften auf mit real-life-Erkenntnissen aus ihrem Arbeitsleben. Das klang dann etwa so: «Also, es gibt Besitzer von Produktionsmitteln, eben von Kapital, und es gibt die anderen, die nichts als ihre Arbeitskraft haben, die sie verkaufen müssen, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Und dein Chef, also der Produktionsmittelbesitzer, zahlt dir einen Lohn, von dem du leben kannst. Aber du arbeitest viel mehr, als du bezahlt wirst, und das ist dann sein Profit.» – «Genau! Mein Chef könnte seine Millionen nie allein verdienen.» – «Ohne uns wären die gar nichts! Gehen wir in den Streik!» – «Aber ich will ja auch mehr als das Nötigste, ich wünsche mir zum Beispiel unbedingt diesen neuen Chlapf…» – «Das ist es, warum wir keine Revolution machen, wir wollen auch Luxus!» Dann fuhren wir in Lenzburg ein und sie kicherten, während sie überlegten, wo sie noch weitertrinken könnten, bevor sie nachhause zu ihren wütend-wartenden Freundinnen stolperten.

Im Gang drehte sich der Mechaniker nochmal um und rief: «Das war spannend, mässi!» Und an den ganzen Wagen gerichtet: «Marx, Leute! Könn’t ihr euch auch mal geben!» In dem Sinne: Gebt euch.

Karl Marx und die Wissenschaft des Kapitals

Vor 150 Jahren hat Karl Marx Band 1 von ‚Das Kapital‘ veröffentlicht. Heute ist das Kapital überall. Bildung ist Investition in Humankapital. Politiker*innen schlagen aus Ereignissen politisches Kapital. Im Showbiz macht man (und erst recht frau) Karriere mit erotischem Kapital. Greenpeace warnt vor der Zerstörung des Naturkapitals von Mutter Erde. Die Krankenversicherung ruft dazu auf, in unser Gesundheitskapital zu investieren. Und so weiter und so fort. Es gibt nicht mehr nur die traditionellen Kapitalformen, auf denen der Kapitalismus seit jeher beruhte: Handelskapital, Industriekapital, Finanzkapital. Das Kapital hat sich entgrenzt und vervielfältigt. Es ist in alle Poren der Gesellschaft eingedrungen, sogar in unser Innerstes. Es überschreitet alle Grenzen, nicht nur die Geografischen. So jedenfalls sieht die heutige Welt auf den ersten Blick aus.

Hatte nicht Marx den Schlamassel vorausgesehen? In seiner Analyse der kapitalistischen Finanzwelt im dritten ‚Kapital‘-Band schreibt er Folgendes: «Mit der Entwicklung des zinstragenden Kapitals und des Kreditystems scheint sich alles Kapital zu verdoppeln und stellenweis zu verdreifachen durch die verschiedene Weise, worin dasselbe Kapital oder auch nur dieselbe Schuldforderung in verschiedenen Händen unter verschiedenen Formen erscheint.» Aha. «So geht aller Zusammenhang mit dem wirklichen Verwertungsprozess verloren.» Und: «Die Form des zinstragenden Kapitals bringt es mit sich, dass jede bestimmte und regelmässige Geldrevenue als Zins eines Kapitals erscheint, sie mag aus einem Kapital entspringen oder nicht. Erst wird das Geldeinkommen in Zins verwandelt, und mit dem Zins findet sich dann auch das Kapital, aus dem es entspringt.» Oje, was soll denn das nun heissen? Vereinfacht gesagt hängt zum Beispiel mein Lohn von meiner Ausbildung ab, und deshalb wird diese Ausbildung als Kapital betrachtet. Als Humankapital, das einen Zins abwirft: ein höheres Einkommen. Genauso gilt: Ein Fussballer verdient viel Geld, weil er trainiert, das heisst in sein Körperkapital investiert hat. Und so weiter. Marx hingegen hielt an der Vorstellung fest, Ausbildung oder Körper seien kein Kapital, auch wenn sie als solches wahrgenommen werden können.

Kein Wunder hielt er die Finanzwelt für die «Mutter aller verrückten Formen». Deren Analyse hat es ihm erlaubt zu antizipieren, dass in unserer Gesellschaft irgendwann einmal (fast) alles als Kapital betrachtet werden könnte. An dem Punkt sind wir nun angekommen. Die Spezialisten nennen es «Ökonomi-

sierung». Alles wird durch die Brille der Ökonomie betrachtet. Die Ökonomisierung verwischt politische Gegensätze, vor allem zwischen rechts und links. An den Universitäten wehren sich linke und rechte Professor*innen gemeinsam gegen den Einfluss der Hochschulmanager und Sponsoren. Im Gesundheitswesen beruft sich die SP wie die FDP auf ökonomisches Expertenwissen. Noch schlimmer: Die Ökonomisierung bringt traditionelle Klassengegensätze zum Verschwinden. Wer soll denn heute noch in den Ring des Klassenkampfes steigen, wenn sich alle als «Ich AG» oder «Selbstunternehmer*innen» verstehen und fleissig in Humankapital investieren? Selbst die unter der Armutsgrenze lebenden indischen Bäuerinnen werden mit Mikrokrediten zu Unternehmerinnen ihrer selbst gemacht!

Wo ist sie also geblieben, diese Eindeutigkeit, diese Übersichtlichkeit, die wir mit dem Namen von Marx verbinden? Proletariat gegen Bourgeoisie; Klassenkampf führt zur Revolution; Sozialismus tritt an die Stelle des Kapitalismus; etc. Bietet sein Hauptwerk wenigstens den rettenden Anker, an dem wir uns festhalten können, um den Kampf gegen die Ökonomisierung aufzunehmen? Gibt Marx uns die Instrumente an die Hand, mit deren Hilfe wir die Macht des ökonomischen Denkens begrenzen und die Ökonomie als Wissenschaft des Kapitals vom hohen Ross stürzen können? Immerhin trägt ‚Das Kapital‘ ja den Untertitel «Kritik der Politischen Ökonomie».

Ganz eindeutig ist die Sache aber nicht. Es stellt sich nämlich die Frage, was Marx eigentlich vorhatte: Wollte er die «bürgerliche Ökonomie» kritisieren, um diese durch eine bessere ökonomische Theorie zu ersetzen? Oder ging es ihm darum, die Ökonomie als eigenständige, von den anderen Disziplinen getrennte Wissenschaft «auf den Müllhaufen der Geschichte» zu werfen? Anders gefragt: Wollte er die Ökonomie «vom Kopf auf die Füsse stellen», oder wollte er sie «aufheben» und «überwinden»? War Marx Ökonom oder Ökonomiekritiker? Oder war er beides in Einem?

Klar ist: Seine einflussreichsten Anhänger wie seine wichtigsten Kritiker haben ihn als Ökonomen betrachtet. Die Marxisten haben aus ihm den grössten Ökonomen aller Zeiten gemacht. Die Liberalen haben ihn in die Schublade der überholten klassischen Arbeitswertlehre gesteckt. Beide Seiten hatten ein gemeinsames Interesse: Sie wollten über einen eindeutigen Marx verfügen, den man entweder gut oder

schlecht finden konnte. Also bitte en bloc: entweder «für Marx» oder «gegen Marx», wie der marxistische Philosoph Althusser sagte. Der neoliberale Ökonom Friedman sah es genauso. Doch was ist, wenn sich die Frage nicht so eindeutig beantworten lässt?

Marxisten wie Antimarxisten haben 150 Jahre lang geflissentlich darüber hinweggesehen, dass ‚Das Kapital‘ ein unvollendetes Werk ist. Marx hat nur den ersten Band selbst veröffentlicht, und auch diesen wollte er vor seinem Tod nochmals grundlegend überarbeiten. Band zwei und drei wurden durch Engels publiziert. Seit dem Ende des Kalten Kriegs hat die Marx-Forschung grosse Fortschritte erzielt. Heute ist bekannt, wie unvollständig und zum Teil in sich widersprüchlich die umfangreichen Manuskripte waren, die Marx seinem Freund Engels hinterliess. Dieser bereitete sie in einer Weise zur Publikation auf, die Marx als überragenden Ökonomen erscheinen lassen sollte, dessen «wissenschaftlicher Sozialismus» (der Begriff stammt von Engels) der Menschheit den Weg in eine bessere Zukunft weisen würde. Auf diesen kanonischen Marx sollte sich später der sowjetische Staatssozialismus berufen (Marx hätte sich vermutlich im Grabe umgedreht). Die marxistische Produktion eines eindeutigen und der «bürgerlichen Ökonomie» überlegenen Marx beruhte auf der Fiktion, Engels habe nichts Anderes getan, als ein im Grunde bereits fertiges Werk editorisch zu vollenden, und er sei dazu – als Einziger – in der Lage gewesen, weil die innersten Gedanken der beiden Freunde «eins» gewesen seien. So beruht die marxistische Tradition nicht zuletzt auf der Erfindung einer romantischen Liebesgeschichte!

Eine realistischere Sicht der Dinge legt nahe, dass Marx sein Werk auch deshalb nicht abzuschliessen vermochte, weil er in gewissen Fragen an Grenzen stiess oder sich in Widersprüche verwickelte. An der fehlenden Zeit allein kann es nicht gelegen haben: Immerhin arbeitete er mit Unterbrüchen 30 Jahre am Hauptwerk! Eine genaue Lektüre der Schriften zeigt auch, dass Marx‘ in seiner Haltung gegenüber der Politischen Ökonomie schwankte: An manchen Stellen reproduziert er rein ökonomistische Sichtweisen; andere Abschnitte sind durch die Ambition geprägt, ökonomische Theorien zu verbessern; und nochmals andere Teile des Werks lassen das Ziel durchschimmern, die ökonomische Wissenschaft als solche hinter sich zu lassen.

Warum die vorherrschenden Strömungen des Marxismus den Ökonomen Marx in aller Regel dem Ökonomiekritiker Marx vorzogen, liegt auf der Hand: Sie wollten eine Theorie besitzen, mit der sich die Wirtschaft planen und politische Macht unter Berufung auf den wissenschaftlichen Sozialismus ausüben liess. Dafür eignete sich die Arbeitswertlehre hervorragend. So wurde aus Marx‘ Schriften eine Staatsdoktrin, ja eine richtige Regierungswissenschaft gemacht: ein theoretisches Gebilde mit wissenschaftlichem Anstrich, auf das sich jene Techniken der Macht zu stützen vermochten, mit denen versucht wurde, Fünfjahrespläne umzusetzen, Kolchosen zum Funktionieren zu bringen, soziale Kontrolle auszuüben und Widerstände niederzuschlagen. Die Stimme der Ökonomiekritik wurde zum Schweigen gebracht, und der «real existierende Sozialismus» brachte seine eigene Ökonomisierung hervor: eine weitgehende Unterordnung des Lebens unter wirtschaftliche Ziele, um den Kapitalismus «ein- und überzuholen».

Für Regierungszwecke lässt sich der Ökonomiekritiker Karl Marx dagegen nicht einspannen. Oft spricht er in Rätseln, zum Beispiel im so genannten Fetisch-Kapitel: «Eine Ware scheint auf den ersten Blick ein selbstverständliches, triviales Ding. Ihre Analyse ergibt, dass sie ein sehr vertracktes Ding ist, voll metaphysischer Spitzfindigkeit und theologischer Mucken. (...) [S]obald er als Ware auftritt, verwandelt [der Tisch] sich in ein sinnlich übersinnliches Ding. Er steht nicht nur mit seinen Füssen auf dem Boden, sondern er stellt sich allen andren Waren gegenüber auf den Kopf und entwickelt aus seinem Holzkopf Grillen, viel wunderlicher, als wenn er aus freien Stücken zu tanzen begänne.» Der Ökonomiekritiker liebt es zudem, Ökonomen und Theologen zu vergleichen. Wie ihm die Religion als «Opium des Volkes» erscheint, so die Ökonomie als «Religion des Alltagslebens», welche die realen Verhältnisse ver-rückt, das heisst verkehrt darstellt und vernebelt. Im dritten ‚Kapital‘-Band vergleicht er die drei Produktionsfaktoren der kapitalistischen Ökonomie mit dem christlichen Theorem der Dreieinigkeit: Gott Vater, Gott Sohn und der Heilige Geist treten in den ökonomischen Lehrbüchern auf und zeichnen das Bild einer «verzauberten, verkehrten und auf den Kopf gestellten Welt, wo Monsieur le Capital und Madame la Terre als soziale Charaktere und zugleich unmittelbar als blosse Dinge ihren Spuk treiben».

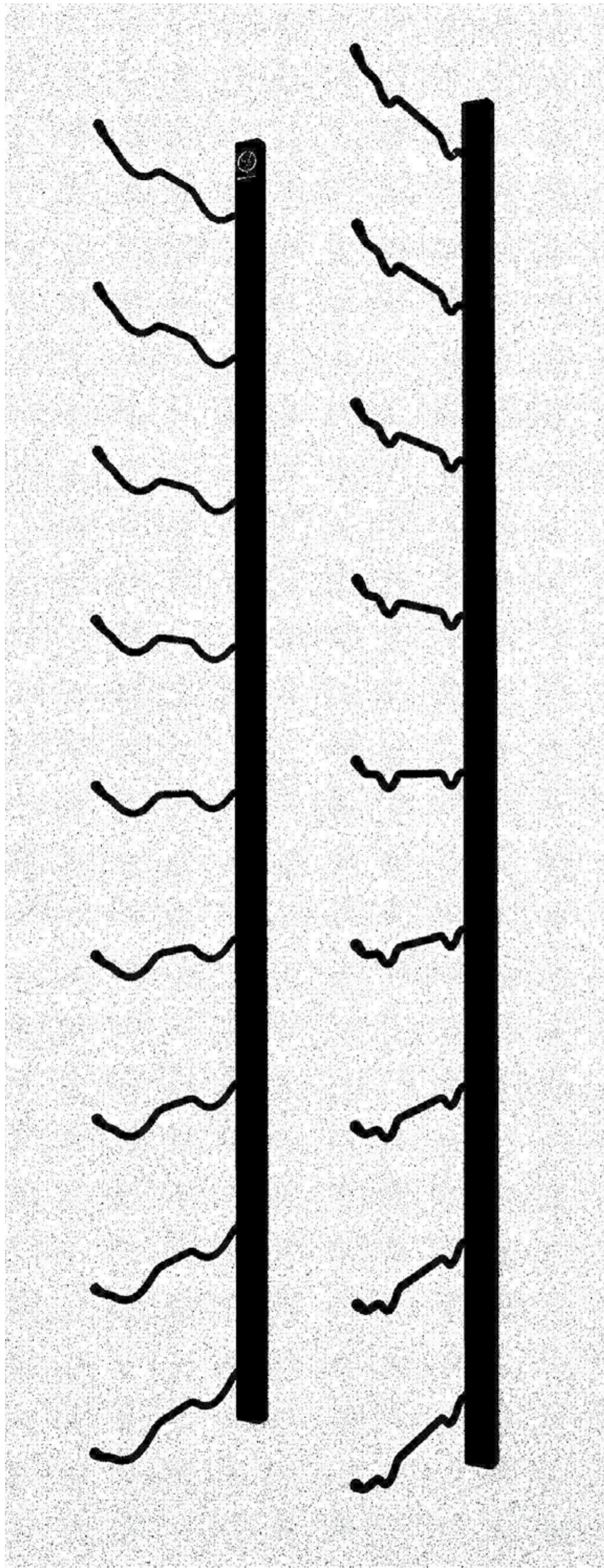
Warum die vorherrschenden Strömungen des Marxismus den Ökonomen Marx in aller Regel dem Ökonomiekritiker Marx vorzogen, liegt auf der Hand: Sie wollten eine Theorie besitzen, mit der sich die Wirtschaft planen und politische Macht unter Berufung auf den wissenschaftlichen Sozialismus ausüben liess. Dafür eignete sich die Arbeitswertlehre hervorragend. So wurde aus Marx‘ Schriften eine Staatsdoktrin, ja eine richtige Regierungswissenschaft gemacht: ein theoretisches Gebilde mit wissenschaftlichem Anstrich, auf das sich jene Techniken der Macht zu stützen vermochten, mit denen versucht wurde, Fünfjahrespläne umzusetzen, Kolchosen zum Funktionieren zu bringen, soziale Kontrolle auszuüben und Widerstände niederzuschlagen. Die Stimme der Ökonomiekritik wurde zum Schweigen gebracht, und der «real existierende Sozialismus» brachte seine eigene Ökonomisierung hervor: eine weitgehende Unterordnung des Lebens unter wirtschaftliche Ziele, um den Kapitalismus «ein- und überzuholen».

Warum die vorherrschenden Strömungen des Marxismus den Ökonomen Marx in aller Regel dem Ökonomiekritiker Marx vorzogen, liegt auf der Hand: Sie wollten eine Theorie besitzen, mit der sich die Wirtschaft planen und politische Macht unter Berufung auf den wissenschaftlichen Sozialismus ausüben liess. Dafür eignete sich die Arbeitswertlehre hervorragend. So wurde aus Marx‘ Schriften eine Staatsdoktrin, ja eine richtige Regierungswissenschaft gemacht: ein theoretisches Gebilde mit wissenschaftlichem Anstrich, auf das sich jene Techniken der Macht zu stützen vermochten, mit denen versucht wurde, Fünfjahrespläne umzusetzen, Kolchosen zum Funktionieren zu bringen, soziale Kontrolle auszuüben und Widerstände niederzuschlagen. Die Stimme der Ökonomiekritik wurde zum Schweigen gebracht, und der «real existierende Sozialismus» brachte seine eigene Ökonomisierung hervor: eine weitgehende Unterordnung des Lebens unter wirtschaftliche Ziele, um den Kapitalismus «ein- und überzuholen».

Für Regierungszwecke lässt sich der Ökonomiekritiker Karl Marx dagegen nicht einspannen. Oft spricht er in Rätseln, zum Beispiel im so genannten Fetisch-Kapitel: «Eine Ware scheint auf den ersten Blick ein selbstverständliches, triviales Ding. Ihre Analyse ergibt, dass sie ein sehr vertracktes Ding ist, voll metaphysischer Spitzfindigkeit und theologischer Mucken. (...) [S]obald er als Ware auftritt, verwandelt [der Tisch] sich in ein sinnlich übersinnliches Ding. Er steht nicht nur mit seinen Füssen auf dem Boden, sondern er stellt sich allen andren Waren gegenüber auf den Kopf und entwickelt aus seinem Holzkopf Grillen, viel wunderlicher, als wenn er aus freien Stücken zu tanzen begänne.» Der Ökonomiekritiker liebt es zudem, Ökonomen und Theologen zu vergleichen. Wie ihm die Religion als «Opium des Volkes» erscheint, so die Ökonomie als «Religion des Alltagslebens», welche die realen Verhältnisse ver-rückt, das heisst verkehrt darstellt und vernebelt. Im dritten ‚Kapital‘-Band vergleicht er die drei Produktionsfaktoren der kapitalistischen Ökonomie mit dem christlichen Theorem der Dreieinigkeit: Gott Vater, Gott Sohn und der Heilige Geist treten in den ökonomischen Lehrbüchern auf und zeichnen das Bild einer «verzauberten, verkehrten und auf den Kopf gestellten Welt, wo Monsieur le Capital und Madame la Terre als soziale Charaktere und zugleich unmittelbar als blosse Dinge ihren Spuk treiben».

Deshalb sei zum Schluss ein pragmatischer Vorschlag skizziert, mit dem wir die ersten drei Schritte in Richtung «Aufhebung der Ökonomie» machen könnten: Erstens wird der Wirtschaftsnobelpreis abgeschafft. Zweitens werden alle wirtschaftswissenschaftlichen Fakultäten der Welt aufgelöst und die Ökonomie in das breite Spektrum der kultur- und sozialwissenschaftlichen Disziplinen eingereiht. Drittens werden überall «soziale Tribunale» eingerichtet, welche alle wirtschaftlichen Aktivitäten und Organisationen auf ihre sozialen Auswirkungen hin kritisch überprüfen. Selbstverständlich darf diese Aufgabe nicht spezialisierten Beamten oder Juristen überlassen bleiben, sondern erfordert breite Partizipation aller Bevölkerungsgruppen. Diese drei Schritte hätten dem Ökonomiekritiker Marx wohl gefallen, dem Ökonomen Marx hingegen nicht.

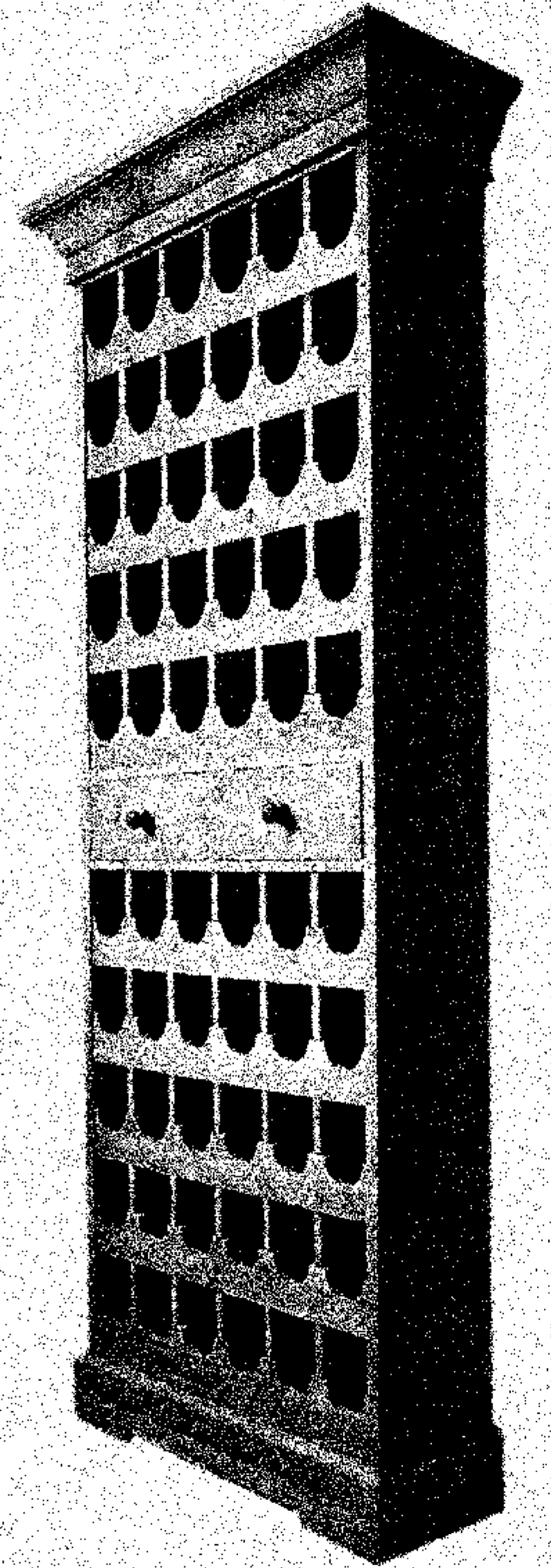
Peter Streckeislen ist Dozent an der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften und arbeitet als Privatdozent für Soziologie an der Universität Basel.



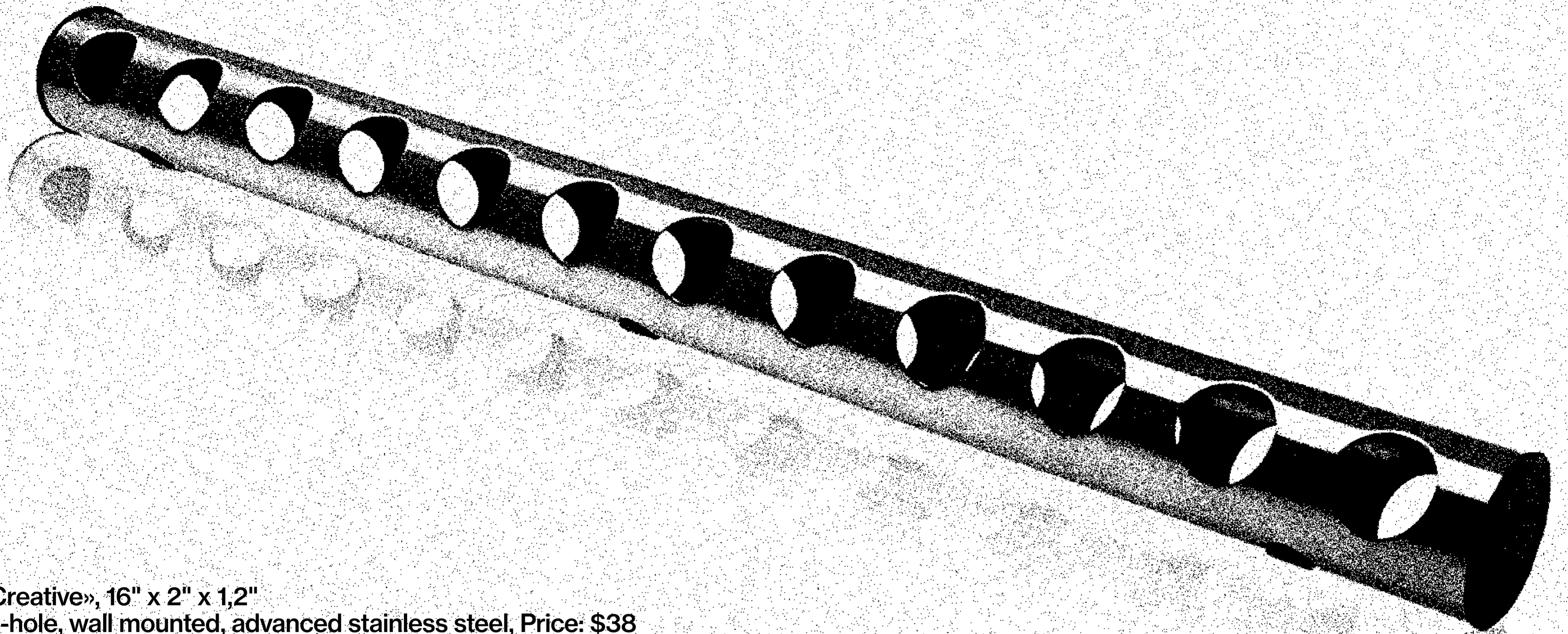
«Black Pearl», 10" x 45" x 10"
8-piece, wall mounted, Price: \$367



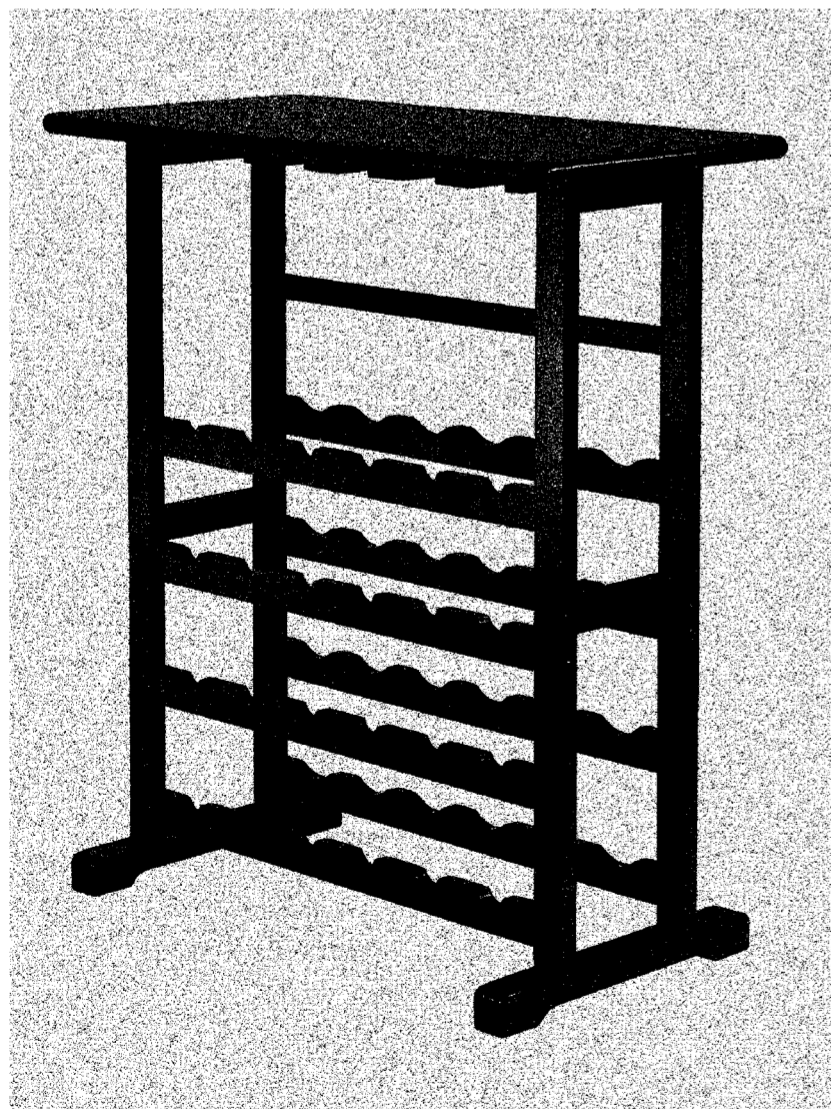
«Vintage» 44" x 22" x 15"
steel with lockable door, Price: \$2980



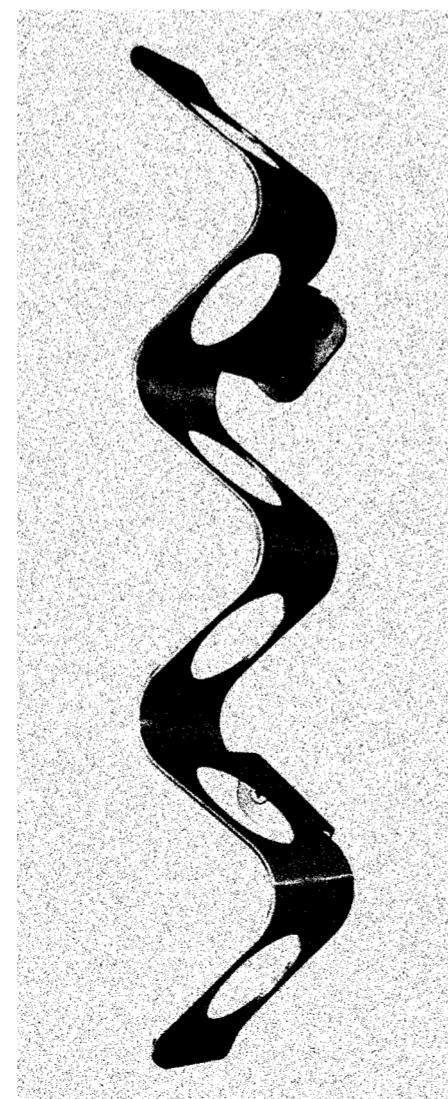
«Patina», 73" x 15" x 86", genuine
english reclaimed timber, Price: \$5700



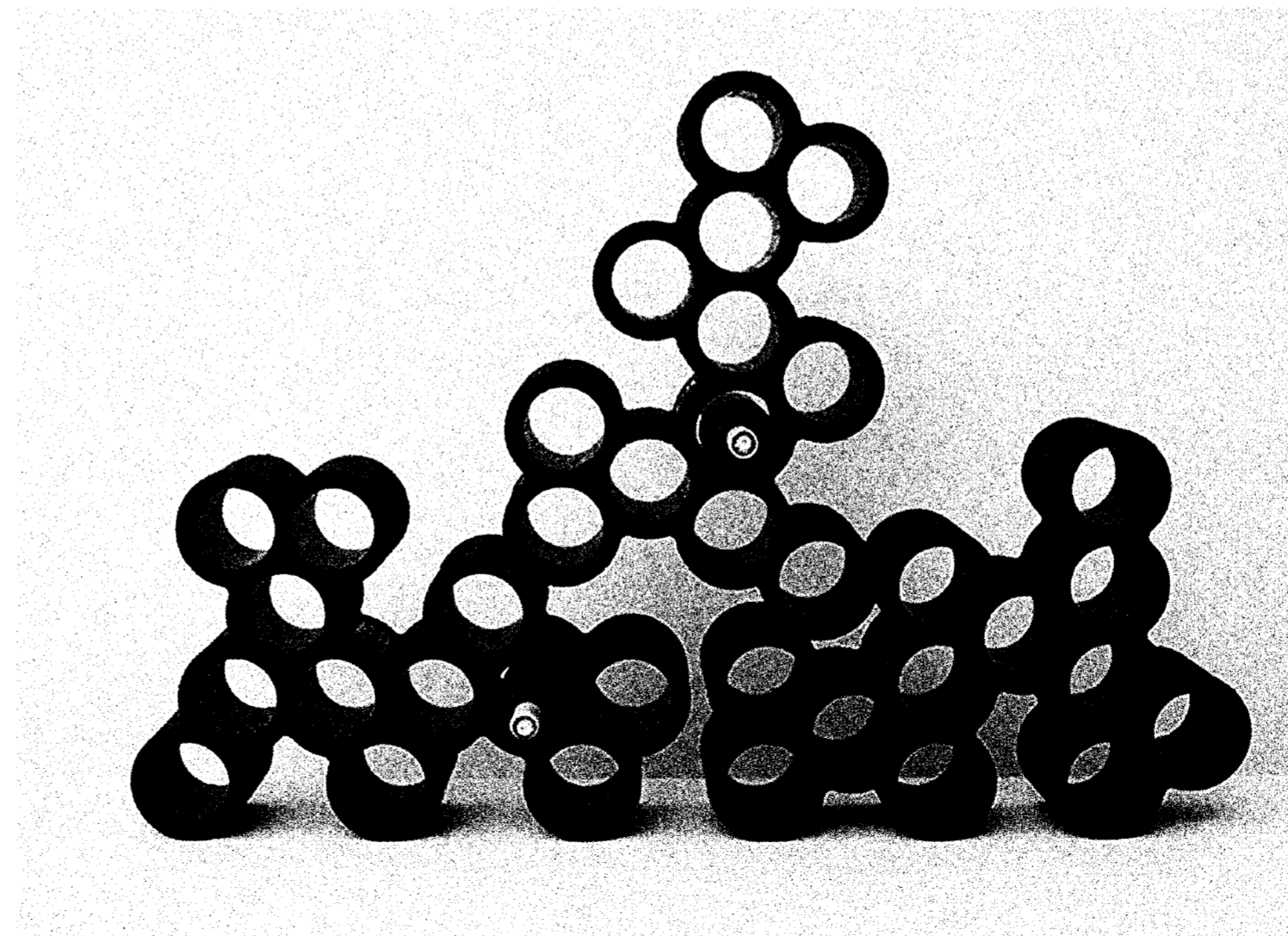
«Creative», 16" x 2" x 1,2"
12-hole, wall mounted, advanced stainless steel, Price: \$38



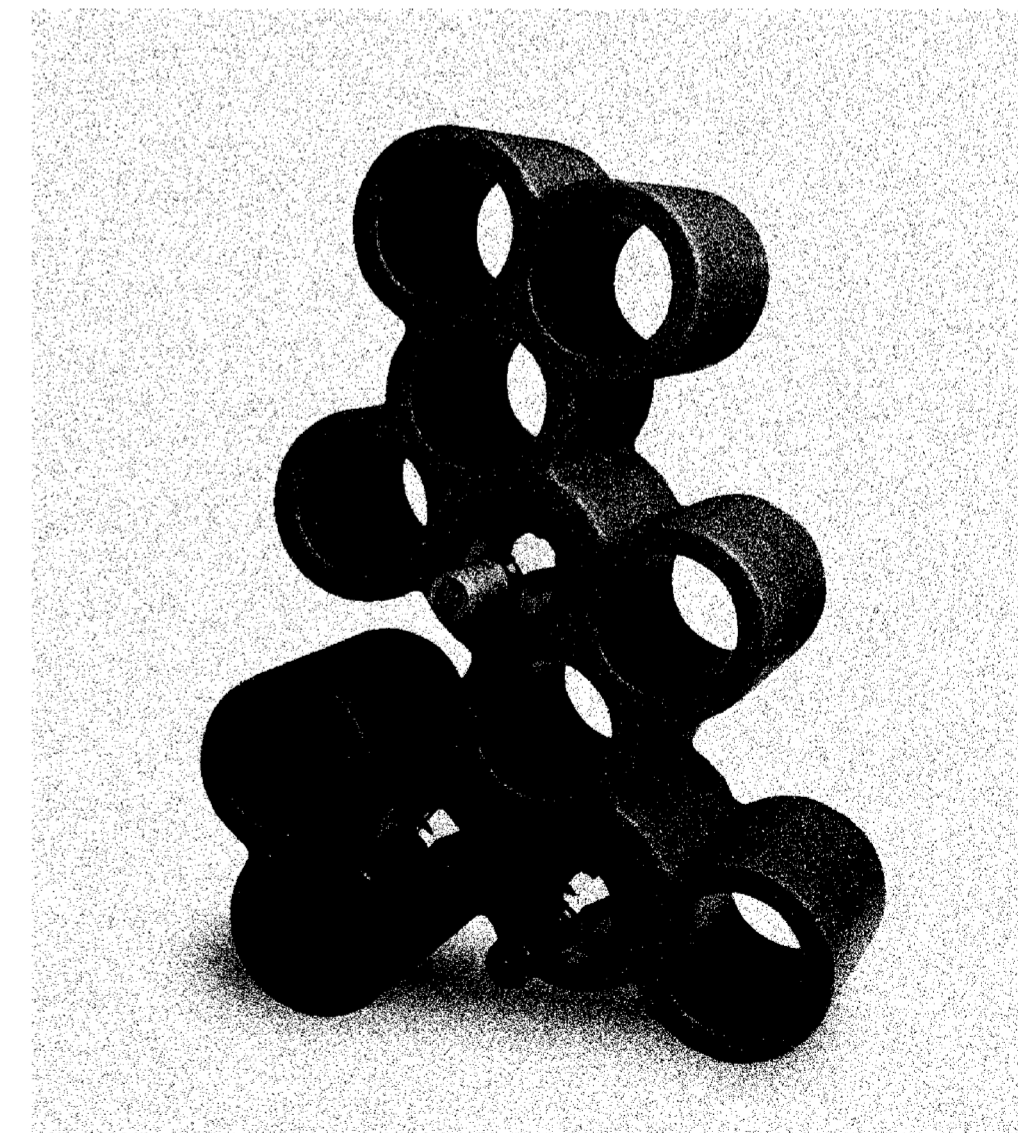
«Dark Espresso»
24-hole, wood, Price: \$499



«Flow», 1.7" x 3.1" x 21.6"
stainless steel, Price: \$99



«Grape-System», extended
Polypropylene, Price: \$69



«Grape-System», small
Polypropylene, Price: \$24

Karl Marx und das «Kapital»

Als im September 1867 in Hamburg das ‚Kapital‘ erschien, hatte sich Karl Marx seit 23 Jahren intensiv mit der kapitalistischen Ökonomie auseinandergesetzt. 1844 im Exil in Paris hatte er sich zum ersten Mal mit den berühmten englischen Ökonomen Adam Smith, David Ricardo und James Mill beschäftigt. Während diese den Kapitalismus für eine «natürliche» Wirtschaftsordnung hielten, versuchte Marx in den erst lange nach seinem Tod veröffentlichten ‚Ökonomisch-philosophischen Manuskripten‘ zu zeigen, dass der Kapitalismus alles andere als «natürlich» ist. Die Menschen seien im Kapitalismus von ihrem eignen menschlichen Wesen «entfremdet». Was den Menschen vom Tier unterscheidet, dass er mit Bewusstsein und nach eigenem Plan produziert, dass er in der Produktion seine eigenen Fähigkeiten entwickle, alles das sei den kapitalistischen Lohnarbeitern genommen. Sie könnten weder ihre Produkte, noch ihren Arbeitsprozess kontrollieren. Statt ihre Fähigkeiten zu entwickeln, würden sie in der kapitalistischen Produktion auf ihre physische Existenz reduziert.

Schon ein Jahr später, jetzt im Exil in Brüssel und dort in engem Kontakt mit lokalen Arbeitervereinen, kritisierte Marx diese Entfremdungslehre als zu philosophisch und zu abstrakt. Wie tiefgehend diese Kritik war und ob er sich damit gänzlich von jeder Entfremdungstheorie verabschiedet hatte, ist in der Literatur über Marx umstritten. Im ‚Kommunistischen Manifest‘, das Anfang 1848 erschien, ging es nicht mehr um die Entfremdung des Menschen, sondern um die historische Entwicklung des Kapitalismus und den Klassenkampf zwischen «Bourgeoisie» und «Proletariat». Das «Manifest» war eine Kampfschrift von ca. 40 Druckseiten. Zur Ausarbeitung seines geplanten ökonomischen Werkes fand Marx jedoch keine Zeit: 1848 war das Jahr der europäischen Revolutionen. Marx kehrte nach Deutschland zurück und gab in Köln die «Neue Rheinische Zeitung» heraus, die im Revolutionsjahr 1848/49 eine wichtige Rolle spielte. Nach der Niederlage der Revolution musste Marx erneut ins Exil, zunächst nach Paris, und nur wenig später, weil die preussische Regierung die französische unter Druck setzte, nach London. Hier lebte Marx, der bei seiner Ankunft kaum Englisch konnte, mit seiner Familie in den 1850er Jahren in bitterster Armut. Überleben konnte die Familie nur dank der grosszügigen Hilfe von Friedrich Engels, der ebenfalls nach England emigriren musste, der aber in Manchester in einer Firma, an der seine Familie beteiligt war, eine Anstellung fand. Für Marx’ Studien war London ein Glücksfall. Das britische Empire mit seinem weltumspannenden Kolonialreich war im 19. Jahrhundert die mit Abstand führende Macht. Die Entwicklung des Kapitalismus war in England am weitesten fortgeschritten und London war das ökonomische und politische Zentrum. Hier gab es ökonomische Zeitschriften, parlamentarische Untersuchungsberichte zu ökonomischen Fragen und vor allem die Bibliothek des Britischen Museums mit der damals weltweit grössten Sammlung englischer aber auch internationaler ökonomischer Literatur. Nirgendwo sonst als in London hätte Marx das ‚Kapital‘ schreiben können. Hier begann er 1850 seine ökonomischen Studien noch einmal ganz von vorne.

Das ‚Kapital‘ war nicht die erste Frucht dieser Studien. Bereits 1859 war in Berlin ›Zur Kritik der politischen Ökonomie. Erstes Heft‘ erschienen. Es sollte den Anfang eines auf sechs Bücher (Kapital, Grundeigentum, Lohnarbeit, Staat, Aussenhandel und Weltmarkt) angelegten Werkes bilden. In diesem ersten Heft hatte Marx lediglich den Zusammenhang von Ware und Geld untersucht und damit nicht nur die allgemiesten Kategorien der kapitalistischen Ökonomie analysiert, sondern auch die Unhaltbarkeit einer damals vor allem in Frankreich einflussreichen sozialistischen Strömung aufgezeigt, welche die private Warenproduktion beibehalten, das Geld aber abschaffen wollte. Marx zeigte, dass Warenproduktion ohne Geld gar nicht möglich war. Das dünne Buch hatte nicht viel Erfolg: die meisten deutschen Leser wussten mit den recht abstrakten Erörterungen über Ware, Wertform und Geld nicht viel anzufangen. Marx konzipierte zwar eine Fortsetzung, veröffentlichte sie aber nicht. Bei der Ausarbeitung war ihm klar geworden, dass er noch längst nicht alle theoretischen Probleme gelöst hatte, und dass das anvisierte Sechs-Bücher-Projekt für eine Einzelperson zu ambitioniert war. Marx schränkte den ursprünglichen Plan ein: Das jetzt konzipierte «Kapital» sollte ungefähr den Stoff der ersten drei der 1859 geplanten Bücher umfassen, den Rest müssten andere ausarbeiten.

Allerdings war Marx auch 1866, als er mit der Reinschrift des ersten ‚Kapital‘-Bandes anfang, noch längst nicht fertig. Dass er trotzdem mit der Veröffentlichung seines Werkes begann, ist dem Druck seiner Freunde zu verdanken, vor allem Friedrich Engels und Wilhelm Liebknecht. Die politische Situation hatte sich verändert. 1863 war in Leipzig der Allgemeine Deutsche Arbeiterverein und 1864 in London die International Workingmen’s Association oder, wie sie später bezeichnet wurde, die I. Internationale gegründet worden. Die Arbeiter und Arbeiterinnen waren selbstbewusster geworden und begannen sich in vielen Ländern zu organisieren. Eine klare Analyse der kapitalistischen Verhältnisse war jetzt nötiger denn je.

Der erste Band des ‚Kapitals‘ handelte nicht mehr bloss von Ware und Geld, es wurde der gesamte «Produktionsprozess des Kapitals», so der Titel dieses Bandes, dargestellt. Zu abstrakt war das Buch jetzt nicht mehr. Marx analysierte den immer weiter um sich greifenden maschinellen Produktionsprozess und dessen Auswirkungen auf die Arbeiterklasse. Die Qualifikationen der Handwerker und der geübten Arbeiter wurden durch den Maschineneinsatz entwertet, was zu erheblichen Lohneinbussen führte. Die Arbeitsbedingungen, allein am Ziel der Profitmaximierung ausgerichtet, erfüllten oft nicht die geringsten Standards von Hygiene und Sicherheit, und damit sich die teuren Maschinen möglichst schnell amortisierten, wurde die Arbeitszeit bis an die physischen Grenzen der Arbeitskräfte und nicht selten darüber hinaus verlängert. Marx schildert nicht nur diese Verhältnisse, sondern auch den Kampf gegen sie, vor allem den Kampf für eine Begrenzung des Arbeitstages. Die begrifflich-theoretische Analyse (was ist Geld, was ist Kapital?), die Analyse der sozialen Verhältnisse und des Klassenkampfes gingen im ‚Kapital‘ Hand in Hand. Trotzdem wurde dieser erste Band des ‚Kapital‘ nicht gerade ein Erfolg. Die 1000 Exemplare der ersten Auflage benötigten knapp vier Jahre bis sie endlich verkauft waren. Auch der zweiten Auflage, die 1872/73 erschien, erging es nicht viel besser. Ihre 3000 Exemplare waren erst 1882, kurz vor Marx’ Tod, ausverkauft.

Das ‚Kapital‘ war ein Ereignis, auf das weder die akademische Welt vorbereitet war (und am allerwenigsten die deutschen Professoren der Nationalökonomie, deren grosse Mehrheit 1867 nicht einmal jenen Stand der ökonomischen Wissenschaft erreicht hatte, der von Marx kritisiert wurde) noch die Welt der Arbeiterbewegung. Marx selbst reihte das ‚Kapital‘ ein in «wissenschaftliche Versuche zur Revolutionierung einer Wissenschaft» (Brief an Ludwig Kugelmann vom 28. Dezember 1862). Und in der Tat, das ‚Kapital‘ kritisiert nicht nur einzelne ökonomische Theorien, es kritisiert die Grundlagen der bis dahin bestehenden ökonomischen Wissenschaft. Marx argumentiert, dass die Grundkategorien dieser Wissenschaft – Wert, Geld, Kapital – auf einer von den kapitalistischen Verhältnissen selbst nahegelegten verdrehten Wahrnehmung beruhen. Die gesellschaftlichen Verhältnisse, die sich in diesen Kategorien ausdrücken, erscheinen nicht als gesellschaftliche (und damit veränderbare) Verhältnisse, sondern als sachliche, unveränderbare Eigenschaften von Dingen. Der ökonomische «Wert» einer Ware ist aber keine sachliche Eigenschaft, wie z.B. Farbe oder Gewicht, sondern eine gesellschaftliche Eigenschaft, die nur unter den Bedingungen von Privatproduktion und Austausch existiert.

Das ‚Kapital‘ war aber nicht nur eine wissenschaftliche Revolution, es war auch, wie Marx in einem Brief vom 17. April 1867 bemerkte, das «furchtbarste Misslie, das den Bürgern (Gründeigentümern eingeschlossen) noch an den Kopf geschleudert worden ist». Dabei ging es Marx aber nicht um eine Kritik an den einzelnen Kapitalisten. Er wolle keineswegs, schreibt er bereits im Vorwort, «den einzelnen verantwortlich machen für Verhältnisse, deren Geschöpf er sozial bleibt, sosehr er sich auch subjektiv über sie erheben mag.» Marx zielte auf die Kritik des kapitalistischen Systems, das alles dem Ziel der Profitmaximierung unterwirft und auch den noch so einsichtigen Kapitalisten dazu zwingt, diesem Ziel zu folgen, wenn er im Konkurrenzkampf bestehen will.

Die Marxsche Kritik ist nicht mit einer moralisch gefärbten Verdammung des Kapitalismus zu verwechseln. Im ‚Kapital‘ kritisierte er eine solche moralische Kritik, da sie nicht in der Lage sei, ihren eigenen Massstab von Gerechtigkeit zu begründen. Auch der von Marx – allerdings nur beiläufig – verwendete Begriff «Ausbeutung» ist keineswegs moralisch gemeint. Er bezieht sich nicht auf besonders schlimme Arbeitsbedingungen oder auf die Zahlung eines Hungerlohns, sondern darauf, dass von den kapitalistischen Lohnarbeiterinnen und Lohnarbeiter normalerweise ein ökonomischer Wert gebildet wird, der grösser ist, als derjenige, den sie in Gestalt des Lohns erhalten, ganz egal wie hoch der Lebensstandard ist, den dieser Lohn ermöglicht. Marx selbst betont, dass dies kein «Raub» an den Arbeitskräften ist, sondern der Logik der Tauschökonomie entspricht: Die Lohnarbeiter verkaufen nicht die von ihnen produzierten Produkte, deren Wert sie also gar nichts angeht, sondern ihre Arbeitskraft, d.h. ihre Fähigkeit zu arbeiten. Und unter normalen Bedingungen erhalten sie auch den «Wert» ihrer Arbeitskraft als Lohn, nämlich diejenige Wertsomme, die nötig ist, um sich und ihre Familie (und damit auch die Arbeitskraft) auf einem gegebenen Niveau zu reproduzieren.

Mangel bei Marx

Das Mangel ist ein Begriff, den wir heute aus dem Bereich der Sozialpsychologie kennen. Er ist ein zentraler Bestandteil der Theorie der Gestalt. Er wird durch den Zusammenhang von

Mangel hat, wer etwas entbehrt. Was fehlt, ist das Gute, das Bessere. Aber wer was entbehrt, hängt von persönlichen und gesellschaftlichen Bedingungen ab. Zudem von sozialer Zuschreibung und Definitionsmacht. Sie alle prägen das subjektive Empfinden und das, was wir Menschen laut Sartre aus dem machen, was die Gesellschaft mit uns macht.

Mangel bezieht sich in gängigen Debatten primär auf Defizite. Auch in Diskursen zur sozialen Ungleichheit. Da steht der Mangel an materiellen Ressourcen im Vordergrund. Hinzu kommen der Mangel an Perspektiven sowie der Mangel an Selbstverwirklichung. Mangel ist auch ein Begriff im Marxistischen Wörterbuch.

Empörung

Mangel hat, wer seine existenziellen Bedürfnisse kaum befriedigen kann, wer nicht genügend Mittel für den täglichen Bedarf hat. Aber was ist mit dem psychischen Wohl, was mit dem Zugang zu kulturellen Einrichtungen? Können alle Kinder, die wollen, Violine oder Klavier spielen?

Bei früheren Armutsstudien fällt ein starker innerer Rückzug sozial Benachteiligter auf. So verteidigt eine allein erziehende Verkäuferin ihren Vermieter, der die Mietkosten erhöht, obwohl sie diese kaum bezahlen kann. Sie fühlt sich für Verhältnisse verantwortlich, die primär gesellschaftlich verursacht sind. Nach aussen erweckt sie den Anschein, dass alles in bester Ordnung sei – trotz eigenem Leiden. Neuere Armutsstudien hingegen weisen darauf hin, wie sich bei sozial Benachteiligten resignative Haltungen vermehrt in Empörung verwandeln. Auch, weil sich soziale Ungleichheiten weiter erhöhen. Der Blick auf Reiche kontrastiert und erhellt den Mangel. Wenn Eltern erleben, wie ihre Kinder keine Arbeitsstelle finden, während Privilegierte hohe Gewinne erzielen, empfinden sie Wut. Ähnliches zeigt sich bei Personen, die viel arbeiten und wenig verdienen. Dass sich ihre Leistung kaum lohnt, empört sie. Ihre Wut wirkt sich allerdings unterschiedlich aus. Einerseits fördert sie zwar die Bereitschaft, sich mehr für eigene Interessen einzusetzen. Andererseits erhöht sie die Gefahr, Halt bei autoritären und populistischen Kräften zu suchen und den Mangel mit denselben Mitteln anzugehen, die ihn verursachen.

Revolutionäre Energie

Karl Marx und Friedrich Engels thematisieren den Mangel ebenfalls. Sie betonen besonders den «Mangel an revolutionärer Energie». Zuerst taucht der Begriff in Marx’ Dissertation von 1841 auf. Die Konsequenz vom Philosophisch-Werden der Welt ist ein Weltlich-Werden der Philosophie. Das heisst ihre Verwirklichung ist zugleich ihr Verlust. Was sie nach aussen bekämpft, ist ihr eigener innerer Mangel. In der ‚Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie‘ (1844) bezeichnet Marx den damaligen deutschen Status quo als offenerherzige Vollendung des Ancien Régime und das Ancien Régime als versteckten Mangel des modernen Staates. In ‚Die deutsche Ideologie‘ (1845-46) begründen Marx und Engels die Entwicklung der Produktivkräfte, die sämtliche materiellen und immateriellen Ressourcen umfassen, auch deswegen als eine absolut notwendige praktische Voraussetzung, weil ohne sie nur der Mangel verallgemeinert wird. So macht der Mangel wirklicher Parteikämpfe auch die soziale Bewegung zu einer bloss literarischen. Die ersten Versuche des Proletariats, direkte Klasseninteressen durchzusetzen, scheiterten am Mangel der materiellen Bedingungen, führen Marx und Engels im ‚Manifest der kommunistischen Partei‘ (1848) weiter aus.

Karl Marx und Friedrich Engels beziehen sich auch auf den Mangel an Freiheit, der unter den kapitalistischen Produktionsverhältnissen herrscht. Wenn sie im ‚Manifest der kommunistischen Partei‘ vom Proletariat sprechen, dann verweisen sie darauf, wie poli-

Michael Heinrich war bis Ende 2016 Professor für Volkswirtschaftslehre an der Hochschule für Technik und Wirtschaft in Berlin. Er veröffentlichte Bücher und Artikel zur Marxschen Theorie, im Moment arbeitet er an einer dreibändigen Marx-Biographie, deren erster Band 2018 erscheinen wird.

erweiterung. So schreibt Bloch: «Das Körper-Ich [...] sucht die Lage zu verändern, die den leeren Magen [...] gebracht hat. Das Nein zum vorhandenen Schlechten, das Ja zum vorschwebenden Besseren wird von Entbehrenden ins revolutionäre Interesse aufgenommen. [...] Also sucht sich das Selbst nicht nur zu erhalten, es wird explosiv; Selbsterhaltung wird Selbsterweiterung.» Der Mangel lässt uns hoffen und von einem besseren Leben träumen.

Fluchträume passen sich in den Zustand ein. Die Wirklichkeitsflucht billigt und unterstützt das Bestehende. Sie vertröstet uns aufs bessere Jenseits. Tagträume führen indes «als Überschreitung zur Hoffnung». Was dem Selbsterweiterungstrieb vorschwebt, dämmt nach vorwärts, ins Neue. «Das ist die Dämmerung, die bereits einfachste Tagträume umgeben kann; von da reicht sie in die weiteren Gebiete der verneinten Entbehrung, also der Hoffnung.» Vom Traum zur utopischen Funktion braucht es Bewusstsein und Gewusstsein. «Erst wenn Vernunft zu sprechen beginnt, fängt die Hoffnung, an der kein Falsch ist, wieder an zu blühen. Das Noch-Nicht-Bewusste selber muss seinem Akt nach bewusst, seinem Inhalt nach gewusst werden, als Aufdämmern hier, als Aufdämmernes dort.»

Die utopische Funktion ist bei Unreife und Abstraktheit zu kritisieren, aber nicht durch einen bürgerlichen Realismus, «des Empiristen mit den Brettern vorm Kopf». An den Dingen zu kleben ist ebenso falsch, wie sie zu überfliegen. Der mit Hoffnung geladene, phantasievolle Blick der utopischen Funktion lässt sich nicht aus der Froschperspektive berichten, sondern nur vom Reellen im Antizipieren selbst. «Also von jenem einzig reellen Realismus her, der nur einer ist, weil er sich auf die Tendenz des Wirklichen versteht, auf die objektiv-reale Möglichkeit, der die Tendenz zugeordnet ist, mithin auf die selber utopischen, nämlich zukunftshaltigen Eigenschaften der Wirklichkeit.»

Die «rationale Utopie» dokumentiert laut Bloch einen «fehlenden Bezug zur Welt», aber «einen guten Drang zur Veränderung». Er nimmt damit frühsozialistische Utopien in den Blick. So etwa solche von Fourier und Saint-Simon. Bei ihnen dominiert «die wesentliche private und abstrakte Ergründung eines von Geschichte und Gegenwart [...] unabhängigen Phantasiestaats. [...] Gerade hier kam der Gedanke nicht zur Wirklichkeit, weil die damalige Wirklichkeit nicht zum Gedanken kam.» Dennoch haben «diese Träumer» laut Bloch «einen Rang, den ihnen niemand nehmen kann». Wichtig ist allein schon «ihr Wille, etwas zu verändern». Der Wille hilft, den Mangel an Hoffnung zu überwinden. Und die Utopie ist für Bloch das werdende, die politische Zukunft – im konkreten Augenblick. Er inspirierte damit auch die 68er-Bewegung. Sie betrachtete die Utopie als Teil der Realität. Soyons réalistes, demands l’impossible.

Quellen: Bloch, Ernst: Geist der Utopie (1918), Das Prinzip Hoffnung (1959); Mäder,Ueli;Schmammann Hector: «Mangel». In: Haug, Wolfgang Fritz; Haug, Frigge; Jette, Peter; Kültler, Wolfgang: Historisch-Kritisches Wörterbuch des Marxismus (2015); Marx, Engels: Werke

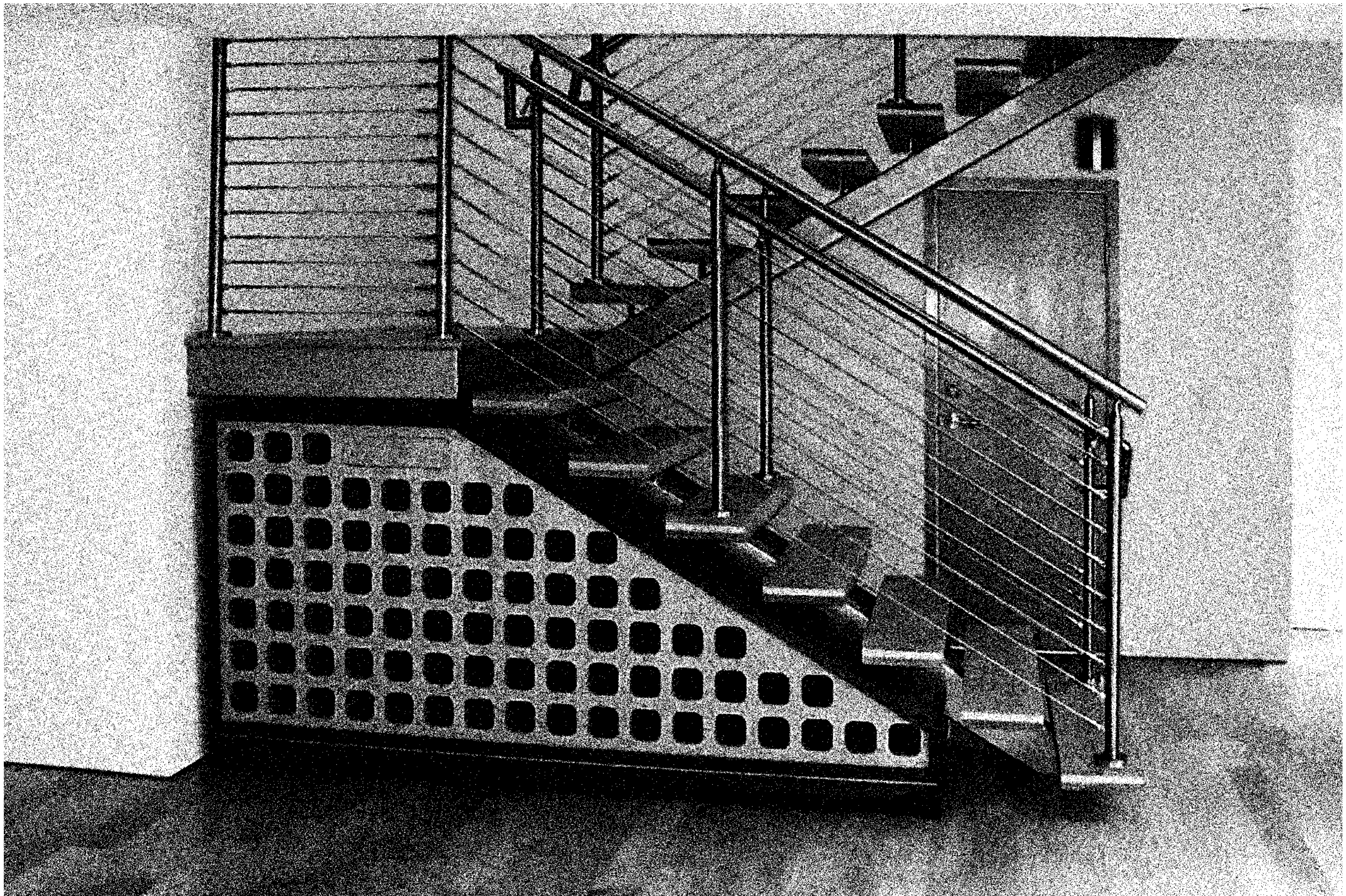
Konkrete Utopie

Der Kommunismus will Lebensverhältnisse schaffen, die frei von Mangel und Not sind. Der Philosoph Ernst Bloch (1885-1977) begründet von einem marxistischen Verständnis aus eine konkrete Utopie. Er tut dies zuerst in seinem Jugendwerk ‚Geist der Utopie‘ (1918) und später in seinem Hauptwerk ‚Das Prinzip Hoffnung‘ (1959). Nach Ernst Bloch lassen sich Elemente der kommunistischen Utopie schon bei altisraelischen Propheten finden, vor allem aber im modernen Sozialismus. Der Marxismus ist für ihn eine «konkrete Utopie». Ernst Bloch bezieht sich dabei auf Karl Marx, das libertäre Gedankengut und die Romantik. Er beschreibt die konkrete Utopie als etwas, das sich gegen das Elend und den Tod stellt, das sich aus «dem Tiefsten, Allerrealsten unseres Wachtraums» hervorhebt, «um dessentwillen es sich ziemt, zu leben». In späteren Schriften und insbesondere im ‚Prinzip Hoffnung‘ greift Ernst Bloch die Utopie als antizipierendes Bewusstsein und als «Vor-Schein»: Wunschschilder erschaffen eine Welt, die frei von entwürdigenden Leiden, Angst und Entfremdung ist. Die Utopie, die sich im Prinzip Hoffnung manifestiert, dokumentiert das «Noch-Nicht-Seiende», das «Noch-Nicht-Gewordene» der Geschichte und das «Noch-Nicht-Bewusste» in der Welt.

Utopien greifen also auf, was noch nicht geworden und was noch nicht bewusst ist, so Bloch. Das Nicht-Erfüllen der Wünsche schmerzt, treibt aber auch an. Wir gewöhnen uns an die drückende Not, gleichzeitig wissen wir, dass sie weg muss. Der Mensch braucht zunächst, was zum Leben nötig ist: Die Selbsterhaltung geht allem voraus. Fehlt uns das Notwendige, so spüren wir den Mangel wie kaum ein anderes Wesen. Gleichzeitig begehren wir, sobald wir das Nötige haben, den Luxus. Mit dem Genuss tauchen neue Begierden auf; sie quälen uns kaum weniger als der vorige Mangel. Der Luxus, der nur scheinbar alles erfüllt, treibt unersättlich an.

Hoffnung

Die kapitalistische Produktionsweise kurbelt zur Erwerbsarbeit an. Wir suchen aber mehr als die Selbsterhaltung: Gemeinsam ist den Menschen der Wunsch nach Glück. Mit dem Hunger kommt auch die Selbst-



«Contemporary», variable size, variable-hole,
custom-made, under-the-stair rack, Price: On request

Auf der Suche nach dem verlorenen Klassenbegriff

Lange Zeit war ich nicht mehr als das, was ich in einem Moment bin. Manchmal, die Erregung darüber, etwas über mich herauszufinden, hatte mich ergriffen, entglitt mir jeglicher Sinn meiner Vergangenheit, bevor ich mir sagen konnte: «Irgendwie bin ich doch hierhergekommen.»

Ich habe es geschafft. Und das fast ohne Kapital (welcher Art auch immer). Das sagen mir Leute manchmal. Es ist mir nie wirklich gelungen, mich soweit von mir selbst zu lösen, dass ich hätte sehen können, was sie sehen. Die Klasse – für mich ist sie Unterstellung geblieben. Für sich habe ich sie nie empfunden, weil ich die Schuld immer bei mir sah und die Verantwortung bei den anderen. An sich, konstatieren manche, sei die Klasse blosse Analysekategorie. Abstrakt also, nichts weiter. Womöglich noch Kampfbegriff aus der Konserve gewisser nostalgischer Linker.

Vielleicht stimmt ja aber, was andere behaupten: Dass es sich mit dem Klassenbegriff an und für sich verhält wie mit einem in der Flasche gefangenen Geist – seine Wirkung wurde von Sozialstaat, Arbeitsintegration und neoliberaler Alternativlosigkeit geegelselt und vergessen gemacht. Die Leute haben aufgehört an an ihn zu glauben und sehen ihren Feind nunmehr im Nächsten – oder wenigstens im nächsten, der nicht so aussieht und spricht wie sie. Wenn dem also so wäre – wie beseelte wohl der unsichtbare Geist der Klasse mein Werden?

Während ich von dieser Frage ausgehend versuche, Erinnerungen aus der Tiefe zu hieven, sitze ich im blumenreichen Park einer Kirche in einem gutbürgerlichen Viertel Berlins. Es ist Sommer, der gar keiner ist, denn Grau hat sich auf die Kronen der parksäumenden Bäume gelegt und ein kaltherziger Wind scheucht die Wolken gen Nordost. Ich sitze also da und lese in einem Buch vom alten Meister der Erinnerung. Seine Sätze sind so lang und ihre Aussage zeigen sie nur in der Umschlungenheit ihrer Teile an; im Versuch in Prousts Welt abzuheben, muss ich mich nach jedem Punkt neu aufrappeln. Gerade bin ich einmal mehr abgedröft, blicke auf und schaue mich um. Der Park wird in der Mitte eingenommen von einem grossen Blumenbeet, das von einem ungewöhnlich niedrigen Geländer begrenzt wird. Es ist tatsächlich so wenig hoch, dass Hunde eher drüber schreiten als springen. Ich sehe einen Dackel, der das Geländer beschnüffelt, sein rechtes Pötchen hebt, zu seinem Frauchen guckt und unter dem Geländer durchschlüpft.

Um das Beet herum sind grüne, reichlich abgenutzte Bänke angelegt, und auf einer davon habe ich Platz genommen. Auf der gegenüberliegenden Bank sitzen zwei junge Männer, wohl kaum älter als 16 Jahre, beide mit Bauchtäschchen. Der eine lehnt sich vor, stützt seine Ellbogen auf die Knie und blickt auf den Boden, während der andere zurückgelehnt etwas vor sich hinhurmelt. Ich frage mich einen Moment lang, ob sich die beiden wirklich kennen oder nur zufällig gemeinsam auf der Bank sitzen, als der murmelnde Typ ein Säckchen mit was Grünem aus seiner Bauchtasche zieht, aufsteht und mit einem Handklatsch den anderen verabschiedet, ausscheidend davongeht und der verbliebene Junge sich nach hinten lehnt, sein linkes Bein ausstreckt und das Säckchen umständlich in seine Hosentasche stopft. Proust und kleine Dealerjungs.

Der Stelle, wo ich Proust kurz zuvor verloren habe, ging ein eingehender Bericht über die Köstlichkeiten voraus, welche die Haushälterin des Feriensitzes, Françoise, der Familie des Erzählers Tag für Tag zauberte. Schokoladenparfait, Hammelkeule, Spargeln mit Sauce; Proust kredenzt seine schwelgenden Reminiszenzen auf einem köstlichen Bett aus Grossbürgertum: Kulisse bildet ein komfortables Ferienhaus mit Angestellten,deren persönliche Identität und Stolz sich in ihrer Funktion für die Hausherren und -herinnen erschöpft. Diese jазzen in ihren Tagesabläufen den Ennui zum Stil hoch und pflegen dabei Sitten, so sauber und getreu anzuwenden, dass sie jeglicher Urteilskraft entbehren. An einer Stelle breitet sich der Erzähler darüber aus, was seine Grossmutter für für «gewöhnliche» Leute empfand – und gewöhnlich sein bedeute, unmoralisch und nicht willens genug zu sein, die Person zu werden, deren Möglichkeit sich einem darbietet.

Ich fange an zu sinnieren. Sind die jugendlichen Kleinkriminellen also gewöhnlich? Oder bin ich ungewöhnlich, weil ich hier Hochkultur lese, anstatt Drogen zu verkaufen?

Ich beobachte den Jungen dabei, wie er sich verstohlen umsieht und dann seufzend zurücklehnt. Ich überlege, ob er nicht in der Schule sein müsste. Ein reflexartiger Gedanke, der meinen Blick weiten lässt zum grünen Panorama des Parks: Eine angstvolle Erinnerung tut sich auf.

Ich stehe im Bücherlager meiner Schule. Ich bin elf Jahre alt, in der Hand halte ich ein Brötchen. Meine Lehrerin steht auf einer Leiter und stöbert in den oberen Regalen, während ich mich bei entschuldige, weil ich abermals ohne triftigen Grund dem Unterricht ferngeblieben bin. Das Brötchen habe ich vor der Schule für meine Lehrerin geholt. Ich erinnere mich, wie ich diese Geste für angebracht gehalten und zugleich lange darüber nachgedacht hatte, ob sie wirklich angemessen wäre. Die Idee hatte ich von meiner Mutter. Als Kind war ich oft bei ihr im Büro, da sie meist noch lange nachdem das Tagi bereits zugemacht hatte, arbeiten musste. Bei ihr hatte ich das abgucken, jemandem zur Entschuldigung ein kleines Geschenk zu geben. Manchmal tat sie dies, wenn sie eine Patientenakte nicht rechtzeitig vorbeibringen konnte. Manchmal kamen auch Patienten mit Geschenkkörben zu ihr, um sich für ihre Arbeit zu bedanken. Meine Mutter war Sekretärin in einem Spital, über 20 Jahre lang 100% angestellt. Ich erinnere mich noch gut daran, wie sie jeden Tag nicht selten von sieben bis einundzwanzig Uhr an ihrem Schreibtisch sass, Patientenprotokolle abtippte, Briefe aufsetzte, sich um Büromaterial und Kaffeekapseln kümmerte, riesige Stapel von Patientenakten von A nach B trug. Als ich nun vor meiner Lehrerin stand, sie sich nicht weiter um mich zu kümmern schien, derweil ich mich immer mehr schämte für meine Missetat und das blöde Brötchen, kam es mir immer abwegiger und vielleicht gar unheilbringend vor, ihr dieses zu überreichen. Ich hatte noch nie ein Kind gesehen, das so etwas getan hatte. Vielleicht würde sie mich für eine Schleimerin halten. Sie stieg von der Leiter und liess mich mit einem gütigen Kopfnicken versprechen, dass ich so etwas nie wieder tun würde. Ich sah sie an und fürchtete, dass sie mein Brötchen entdeckte und mich durchschaute. Nein, das konnte ich ihr nicht versprechen. Meine Mutter war schon weg, wenn es für mich Zeit war, aufzustehen. Mein Stiefvater kam manchmal gerade nach Hause, wenn ich aus dem Haus sollte. Ausserdem hatte ich den weitesten Schulweg von allen, eine halbe Stunde quer durch die Stadt. Ich musste mich selber anziehen, selber Frühstück machen, (ein solches ass ich nie), selber den Schulranzen packen, in den Bus steigen, umsteigen auf die Tram, aussteigen. Ich versprach es ihr trotzdem – damit ich mit meinem Brötchen endlich von damnen ziehen konnte.

Meine Bedrückung scheint den Duft von frittiertem Essen zu verstärken, der Duft, der an den Wänden der kleinen Dreizimmerwohnung meiner Kindheit klebte. Mir wird plötzlich ganz klamm auf der grünen Parkbank und gleichzeitig fürchte ich, innerlich zu verglöhnen. Da höre ich Kaugeräusche. Links von mir sitzt eine dreiköpfige Familie, die schweigend etwas aus diesen leicht konvexen Imbissboxen mit chinesischen Schriftzeichen darauf in sich reinschautelt. Die Frau hat ihre Schlappen ausgezogen, um ihr Bein in einer Art halben Schneidersitzes hochzunehmen. Das kleine Mädchen neben ihr hat dieselben langen, glattglänzenden schwarzen Haare wie ich. Ihre Beine baumeln in der Luft und kleine Nudelstücke fallen ihr immer wieder in den Schoss, die sie mit Zeigefinger und Daumen eher ungeschickt auf den Boden spickt. Der Mann schlüpfert eine Nudel hoch. Ein grosser Leonberger trabt vorbei, bleibt vor dem Mädchen stehen, sieht zu seinem Herrchen, der ein wenig hinter ihm auf seinem Handy rump tippt, schnüffelt an den Essensresten am Boden und leckt sie auf. Die Frau blickt den Hund böse an, während sie in scheidendem Ton etwas zu ihren Leuten in einer Sprache sagt, die ich nicht verstehe.

Zur Zeit des Brötchenvorfalls hangelten sich die Gedanken meiner Eltern von Mahlzeit zu Mahlzeit. Dass wir mal so arg dran waren, weiss ich, weil meine Mutter eines Abends in grösstem Zorn und sie zu ersticken drohender Verzweiflung eine gute halbe Stunde immer nur «Geld, Geld, Geld» wiederholte. «Geld,

Anleitung zum Handeln

Geld, Geld», nachdem sie sich schimpfend darüber beklagt hatte, was für ein Krampf ihr Leben doch sei. Geld, Geld, Geld. Entweder hat man so viel davon, dass es an Wert verliert oder man sagt es so lange auf, bis sich belämmerte Bedeutungslosigkeit einstellt. Mein Stiefvater meinte daraufhin, dass er manchmal weniger esse, damit mehr für mich übrigbleibe. Ich habe mich schon damals gefragt, ob die beiden aus einem verständlichen Selbstmitleid entspringenden, perversen Wohlgefallen heraus übertrieben. Ich drehte den Ton der Fernsehkiste in meinem Zimmer lauter und ass weiter aus meiner Schlüssel Reis und Sauce.

Mein Stiefvater migrierte Anfang der 2000er von den Philippinen in die Schweiz und fand bald eine Stelle in der Fleischverarbeitung der Firma Bell. Das hiess, fünfmal die Woche in Schichtarbeit mit Schutzhaube und Kittel am Fliessband stehen. Zunächst arbeitete er in der Niederlassung in Lenzburg, Kanton Aargau. Dafür musste er sich immer zwei Stunden vor Arbeitsbeginn auf den Weg machen, um rechtzeitig zum Schichtbeginn anwesend zu sein. Er erzählte manchmal von seinen Arbeitskollegen: Albaner, Bosnier, Afrikaner, Araber usw. Mit den meisten verstand er sich gut; sie sprachen dieselbe Sprache. Ich stelle mir vor, wie sie in den Pausen miteinander Kaffee tranken oder vielleicht unverkäufliches Fleisch snackten, während sie so viel zu sagen versuchten, wie ihr gebrochenes Deutsch hergab.

Mein Stiefvater hatte wohl Hoffnung auf Wohlstand, gar Reichtum, als er in die Schweiz gekommen ist. An Dinge wie Steuerabgaben, Sozialleistungen und Rechnungen diverser Art hätte er vor seiner Ankunft in der Schweiz niemals gedacht. Obwohl er mehr als den Mindestlohn für seine Arbeit bekam, musste er doch auf schmerzvolle Art und Weise lernen, was es heisst, im Westen als Lohnabhängiger zu leben, dessen berufliche Erfahrungen und schulische Ausbildung nicht zählten, der eigentlich nichts hatte als seine blanke Arbeitskraft. Métro, boulot, dodo: Die Züge, Busse und Trams zur Arbeit rattern den beengten Geist matschig, die Arbeit selbst wringt noch den letzten Sinn aus dem ausgetrockneten Körper, und schlafen geht man danach, um das alles und sich selbst zu vergessen.

Ich sitze immer noch im blumenreichen Park vor der Kirche und bin zu Proust zurückgekehrt. Mein Blick wandert zu dem Jungen auf der anderen Seite, der mittlerweile sein Telefon zurück ins Bauchtäschchen verstaut hat. Er scheint ins Leere zu starren, nimmt aber plötzlich meinen Blick wahr. Erschrocken ob dieser Verbindung winde ich mich aus seinem Blick und schaue auf seine Hände, die etwas haltend in seinem Schoss ruhen. Plötzlich schüttelt sich der Junge. Ich blicke zu seinem Gesicht hoch und er lacht mich an. Meint er mich? Irritiert kehre ich den Kopf nach hinten, aber da strüppt sich nur das Gebüsch. Ich wende mich ihm wieder zu. Jetzt sehe ich es. Es blitzt matt in seinem Schoss. Er hält die Suche nach der verlorenen Zeit in seinen Händen, genau wie ich.

Farah Grütter studiert Philosophie und Soziologie an der Universität Basel. Für ihren Klassenverrat durch den sozialen Aufstieg über Bildung schämt sie sich ein wenig.

Vor 100 Jahren machten die ArbeiterInnen und Bäuerinnen in Russland eine Revolution und vor 150 Jahren veröffentlichte Marx «Das Kapital». Diese zwei Jubiläen stehen sinnbildlich für die Notwendigkeit, sich gerade heute an die Essenz des Marxismus zu erinnern.

Inspiriert durch die Schriften von Karl Marx und seinem Freund Friedrich Engels erhob sich 1917 die russische ArbeiterInnenklasse, um die Kontrolle über ihr eigenes Schicksal zu übernehmen. Neben der Aufhebung aller Diskriminierungen veränderten sie die Produktionsweise: Das anarchische Profitstreben Einzelner wurde abgelöst durch eine gesellschaftliche Planwirtschaft.

Die anfangs blühende Demokratie der Massen wurde jedoch schon in den 20er Jahren von Stalin und seiner Clique auf den bürokratischen Irweg gezerrt. Die politische und ökonomische Macht konzentrierte sich nun in den Händen einer bürokratischen Kaste, der Marxismus verkam zu einem Alibi. Der eingeschlagene Weg der Planwirtschaft liess die sowjetische Wirtschaft während der Grossen Depression hohe Wachstumsraten verzeichnen. Diese Entwicklungen ermöglichten den Aufbau der Roten Armee, die letztlich Hitler stürzte, und den Aufstieg zu einer Weltmacht.

Trotzdem war die soziale und ökonomische Situation der Sowjetunion langfristig im Sinkflug; 1991 brach sie mit dem Fall der Berliner Mauer endgültig zusammen. In «The End of History» schrieb Francis Fukuyama 1992, der Kapitalismus habe endgültig über den «Sozialismus» gesiegt und sich als die effizienteste und beste gesellschaftliche Organisation erwiesen. Von nun an sollte es nur noch Prosperität, Frieden und Stabilität geben.

Spätestens der Börsencrash von 2008 strafte diese Prophezeiungen Lügen. Nach dem Platzen der Immobilienblase in den USA breitete sich die Krise mit verschiedensten Erscheinungsformen über den ganzen Planeten aus. Selbst eingefeischte Bürgerliche liessen sich dazu verleiten, wieder zu den Schriften von Karl Marx zu greifen. So schrieb ein Senior-Wirtschaftsberater der UBS, man solle Marx eine Chance geben, die Welt zu retten.

Mit der anhaltenden Krise des Kapitalismus schwindet auch zunehmend das Vertrauen in dieses System, besonders in der jungen Generation: 2014 gaben 69% der befragten US-AmerikanerInnen im Alter von 18-24 Jahren an, den Sozialismus gegenüber dem Status Quo zu bevorzugen. Sozialistische Parolen werden wieder zum Trend: Um Bernie Sanders, der sich als Sozialist versteht, formierte sich eine enthusiastische Massenbewegung. Daraus stammt seit Trumps Wahl der Kern der Opposition. Ähnlich in Grossbritannien: Die Kampagne um den neuen Labour-Vorsitzenden Jeremy Corbyn, der mit dem Slogan «Sozialismus» für seine Positionen wirbt, begeisterte Hunderttausende. Unter seiner Führung ist die Labour Party von 200'000 auf mehr als 700'000 Mitglieder angewachsen. Weiter beobachteten wir in den vergangenen Jahren den Aufstieg von radikalen linken Bewegungen wie der Syriza in Griechenland, PODEMOS in Spanien und «La France Insoumise» in Frankreich. Es bleibt kein Zweifel: Der Sozialismus ist zurück auf der Agenda.

Um jedoch eine wirkliche Alternative zum kapitalistischen System zu formulieren, kommen um Marx wir nicht herum.

Sein Hauptwerk «Das Kapital» ist kein ökonomisches Lehrbuch. Vielmehr verkörpert es eine wissenschaftlich untermauerte Kritik der kapitalistischen Produktionsweise. Die wichtigste These darin besagt, dass die Besitzenden von Produktionsmitteln – die KapitalistInnen – die Arbeitskraft der ArbeiterInnen ausbeuten. Dies nicht etwa aus Bosheit; vielmehr beinhalten laut Marx diese Produktionsverhältnisse und das Zusammenspiel zwischen Arbeit und Kapital per se eine Ausbeutung in sich. Die kapitalistische Produktionsweise provoziert durch ihre inneren Bewegungsgesetze unweigerlich Überproduktionskrisen. Das bedeutet jedoch nicht, dass mehr produziert wird, als die Menschen benötigen, vielmehr wird mehr produziert, als profitabel verkauft werden kann. Die kapitalistische Produktion ist nicht auf die Bedürfnisse der Menschen ausgerichtet ist, sondern auf das Streben nach Profit.

Marx beschreibt das so: «Die ungeheure, stossweise Ausdehnbarkeit des Fabrikwesens und seine Abhängigkeit vom Weltmarkt erzeugen notwendig fieberhafte Produktion und darauf folgende Überfüllung der Märkte, mit deren Kontraktion Lähmung eintritt.»

Genau das erleben wir heute. Eine Studie der EU-Handelskammer von 2016 zeigt anhand von acht Sektoren (Stahl, Zement, Schiffbau, Aluminium, Raffinerie, Glas, Papier und Chemie) auf, dass die Auslastung dieser Sektoren von 2008 bis 2014 im Durchschnitt von 81% auf 74% gesunken ist. In weiteren 12 Sektoren sank die Auslastung zwischen 2010 und 2015 im Durchschnitt gar von 78.3% auf 66.6%. Es wurden also Fabriken und andere Produktionsanlagen errichtet, die nun gar nicht verwendet werden. Die Arbeiterinnen und Arbeiter, welche diese Maschinen bedienen und überwachen sollen, werden daher auch nicht mehr gebraucht und verlieren ihren Job – was die momentane rekordhohe Arbeitslosigkeit in vielen Ländern Europas erklärt.

Durch seine tiefgreifende Analyse der kapitalistischen Produktion, gelangt Marx zu Schlussfolgerungen, deren Auswirkungen sich heute noch viel deutlicher zeigen als damals: «Die Akkumulation von Reichtum auf dem einen Pol ist also zugleich Akkumulation von Elend, Arbeitsqual, Sklaverei, Unwissenheit, Brutalisierung und moralischer Degradation auf dem Gegenpol.»

Tatsächlich erreichte die globale soziale Ungleichheit bis heute ungläubliche Ausmasse. Die Oxfam Studie berichtete, dass acht Einzelpersonen gleich viel besitzen wie die ärmere Hälfte der Menschheit. 2010 waren es noch 388 Milliardäre. In der Schweiz besassen 2016 die reichsten 2.1% gleich viel Vermögen wie der Rest der ganzen Bevölkerung. Die Einkommen (fast ausschliesslich Kapitalgewinne) des reichsten Prozents sind seit den 1990er Jahren um 43% gestiegen. Die Löhne der grossen Mehrheit hingegen stagnieren praktisch und werden zusätzlich verstärkt belastet durch höhere Mieten und steigende Gesundheitskosten.

«Das Kapital» liefert eine ausführliche Erklärung dafür, wie die aktuellen Ungleichheiten entstanden sind und wie die Wirtschaft heute noch funktioniert. Tatsächlich nimmt auch das Interesse an Marx wieder zu: 2009, unmittelbar nach Krisenausbruch, verkaufte der Dietz-Verlag etwa gleich viele Exemplare von Marx' «Kapital» wie in der ganzen Periode von 1989-2007, und die Verkaufszahlen haben sich seither auf einem hohen Niveau eingependelt.

Doch das Buch selbst zu lesen und die Theorien zu verstehen, verändert noch nichts an der gesellschaftlichen Lage. Im Gegensatz zu den meisten TheoretikerInnen verstand sich Marx selbst vor allem als revolutionärer Kommunist, der die Gesellschaft verändern will. Gelehrte, welche die Welt nur versuchen zu begreifen, kritisierte er zum Beispiel in seinen Thesen über Feuerbach klar: «Die Philosophen haben die Welt nur verschieden interpretiert, es kommt aber darauf an, sie zu verändern».

Marx sowie Engels vertraten die Ansicht, dass die weltweite Arbeiterklasse sich vereinen und sich gegen ihren gemeinsamen Feind, die Kapitalistenklasse, auflehnen müsse. Denn diese beiden Klassen haben diametral entgegengesetzte Interessen. Um dies zu erreichen, studierten sie die Klassenkämpfe in Europa und der ganzen Welt. Sie analysierten die verschiedenen Revolutionen wie etwa die Pariser Komune von 1871 – der erste, sehr kurzlebige Versuch, einen sozialistischen ArbeiterInnenstaat aufzubauen.

Seine Schriften über die Volkswirtschaft und über andere Fragen waren dafür gedacht, die ArbeiterInnenbewegung theoretisch auszurüsten und sie so für die sozialistische Revolution vorzubereiten. Dafür benötigt es eine Veränderung in der Produktionsweise, d.h. ein Umstürzen der Eigentumsverhältnisse, sowie die Vereinigung von Politik und Ökonomie. Das war das Ziel von Marx' jahrzehntelanger Arbeit am «Kapital».

Für Marx und Engels war klar, dass der Kapitalismus nicht von alleine zusammenstürzen würde. Darum versuchten sie, die Veränderungen herbeizuführen, indem sie die Internationale Arbeiterassoziation mitbegründeten und die Entwicklung der frühen deutschen ArbeiterInnenbewegung unterstützten. Dort argumentierten sie immer, auf Grundlage ihrer wissenschaftlichen Erkenntnisse, für einen revolutionären Umsturz der bestehenden Gesellschaftsordnung.

Was bringt uns Marx heute? Wir stehen an einem entscheidenden Punkt: Die Prognosen der bürgerlichen Wirtschaftsexperten sehen schlecht aus, und die Politik reiht hinter jedes Sparpaket auf Kosten der Lohnabhängigen (und jedes Steuergeschenk für Firmen und Reiche) weitere. Überall auf der Welt sind die Menschen immer unzufriedener mit ihren Regierungen – oder werden kurz nach Amtsantritt enttäuscht. Vermehrt wählen die Leute entweder sehr linke oder sehr rechte Parteien und PolitikerInnen. Der Grund dafür ist simpel: Die Menschen haben genug von der ständigen Verschlechterung ihres Lebensstandards, während die herrschenden Parteien Politik für die Reichsten machen. Die Menschen sind immer weniger bereit, die bestehenden Verhältnisse und Entwicklungen zu akzeptieren.

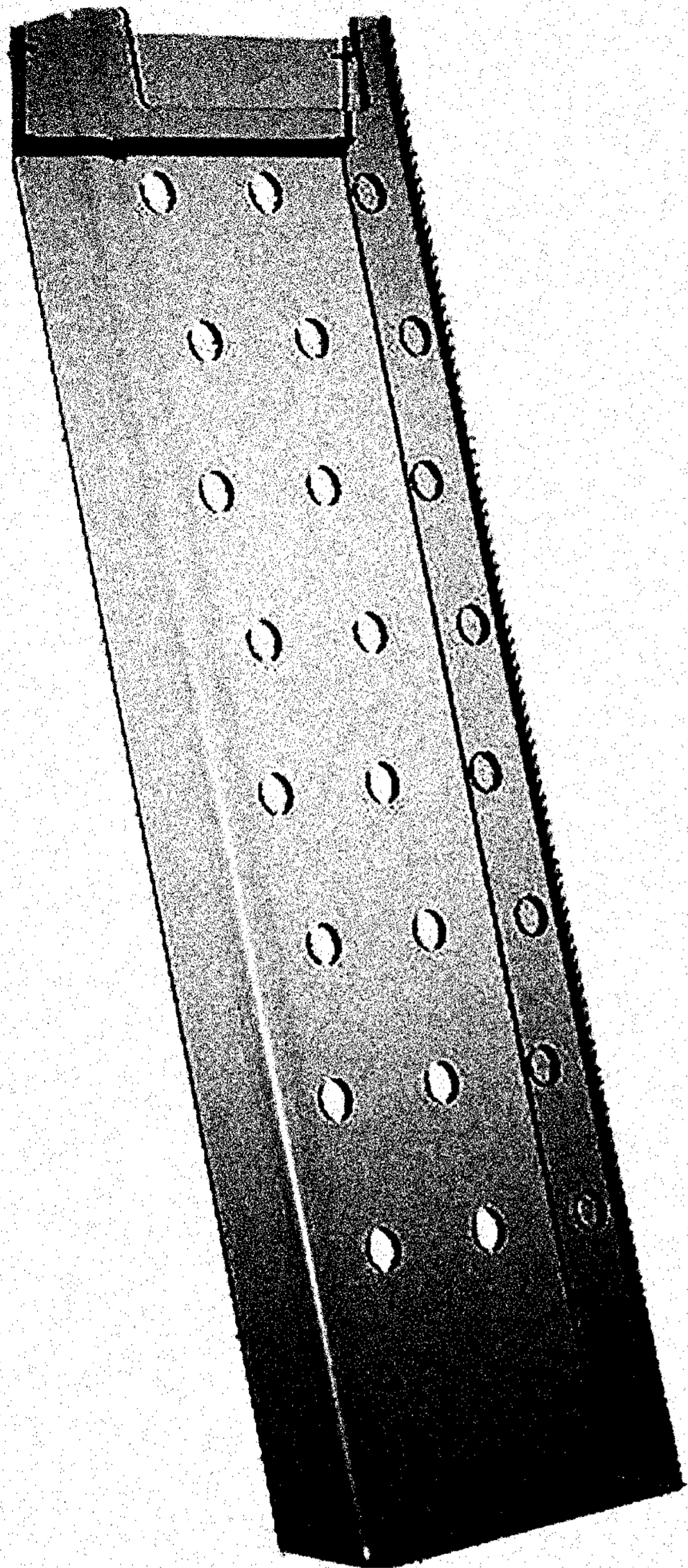
Die Lohnabhängigen müssen sich klar werden, dass sie die überwältigende Mehrheit in der Gesellschaft darstellen. Wenn sie sich zusammenschliessen und gemeinsam ihre Klasseninteressen verfolgen, wird keine Macht der Welt sie aufhalten können. Das 100 jährige Jubiläum der russischen Revolution sollte uns inspirieren, uns mit den Erfahrungen, Lehren und Theorien auseinandersetzen, die Marx und Engels hinterlassen haben. Diese liefern das theoretische Fundament, um die Aufgaben, welche uns bevorstehen, besser meistern zu können.

Welche notwendige Veränderung uns noch fehlt, finden wir in Marx' Schriften. Der entscheidende Faktor in der Russischen Revolution stellten die Bolschewiki dar. Sie stellten sich konsequent auf die Seite der Arbeiterinnen und Arbeiter und vertraten ihr Klasseninteresse. Mit ihren revolutionären Forderungen führten sie die Massen auf den Weg zur Revolution.

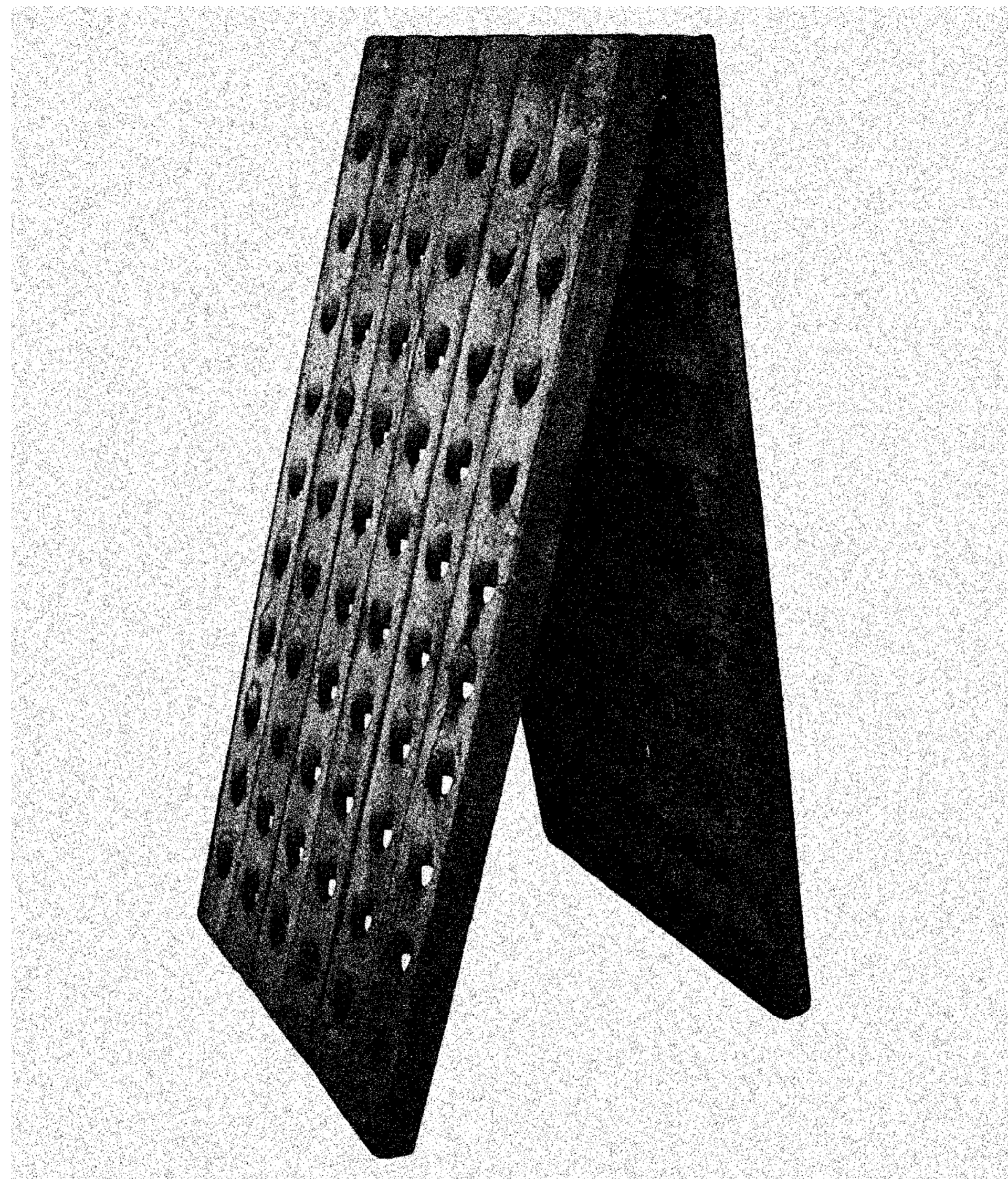
Wenn eine Organisation, in einer Stimmung der allgemeinen Unzufriedenheit, die Interessen der ArbeiterInnenklasse in ihren Parolen aufgreift, kann sie auch heute ungläubliche Massen hinter sich vereinen. Eine solche Organisation muss jedoch erst aufgebaut werden. Wir müssen uns wie Marx mit den Erfahrungen der vergangenen und den aktuellen Klassenkämpfen auseinandersetzen. Diese zusammen zu diskutieren und uns zu organisieren ist entscheidend. Und: Die Erkenntnisse müssen verbreitet werden, denn erst ab einer gewissen Grösse reichen Ausstrahlung und Anziehungskraft einer Organisation aus, um die Massen zu erreichen. Wenn die Umstände stimmen, kann von einer solchen Organisation der Funke zu den Massen überspringen und sie als ArbeiterInnenklasse vereinen.

Wir müssen jetzt beginnen, uns zu organisieren und diese Organisation aufzubauen. Wir laden daher alle LeserInnen, die mit diesem Ziel einverstanden sind, dazu ein, sich mit uns in Kontakt zu setzen und aktiv zu werden!

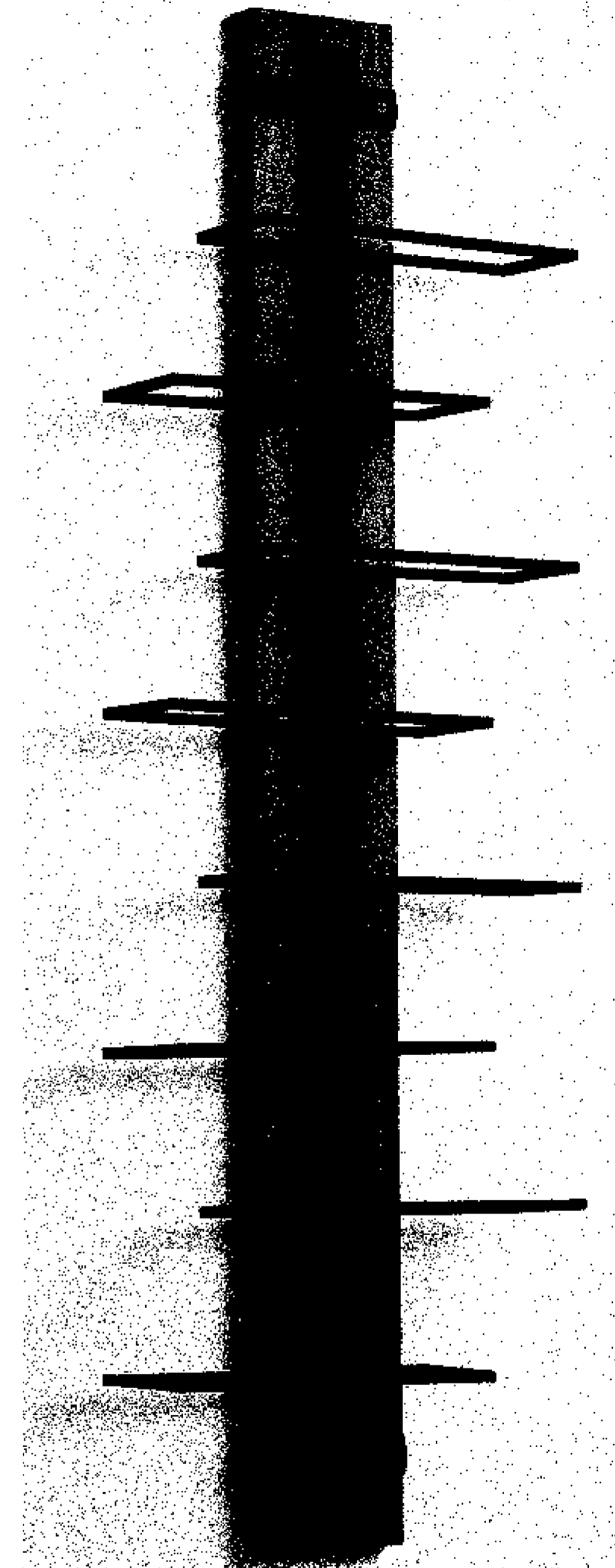
Jan F. & Julian S. sind Aktivist:en der marxistischen Strömung rund um die Zeitschrift «der Funke».



«New-vintage», 20" x 60" x 20"
see-through plexiglas, Price: \$63



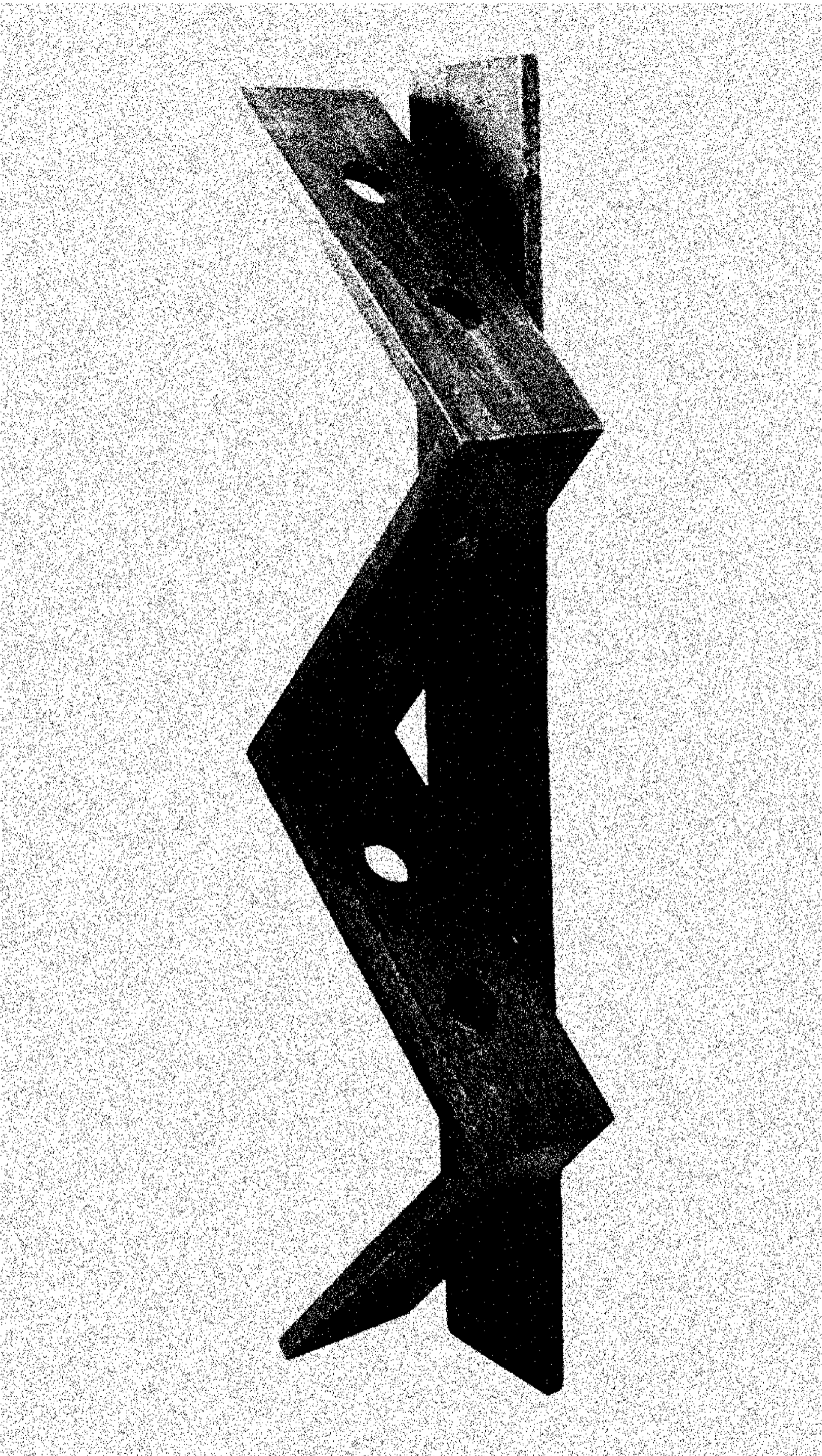
«Champagne», 30" x 60" x 30"
120-hole, vintage french oak, Price: \$7000



«Spirit», 11.5" x 36.5" x 4"
8-hole, oak, Price: \$115

Eine Ware scheint auf den ersten Blick ein selbstverständliches, triviales Ding. Ihre Analyse ergibt, daß sie ein sehr vertracktes Ding ist, voll metaphysischer Spitzfindigkeit und theologischer Mucken. Soweit sie Gebrauchswert, ist nichts Mysteriöses an ihr, ob ich sie nun unter dem Gesichtspunkt betrachte, daß sie durch ihre Eigenschaften menschliche Bedürfnisse befriedigt oder diese Eigenschaften erst als Produkt menschlicher Arbeit erhält. Es ist sinnlos, daß der Mensch durch seine Tätigkeit die Formen der Naturstoffe in einer ihm nützliche Weise verändert. Die Form des Holzes z.B. wird verändert, wenn man aus ihm einen Tisch macht. Nichtsdestoweniger bleibt der Tisch Holz, ein ordinäres sinnliches Ding. Aber sobald er als Ware auftritt, verwandelt er sich in ein sinnlich übersinnliches Ding. Er steht nicht nur mit seinen Füßen auf dem Boden, sondern er stellt sich allen anderen Waren gegenüber auf den Kopf und entwickelt aus seinem Holzkopf Grillen, viel wunderlicher, als wenn er aus freien Stücken zu tanzen begänne. Aus: Karl Marx, Das Kapital, 1867.

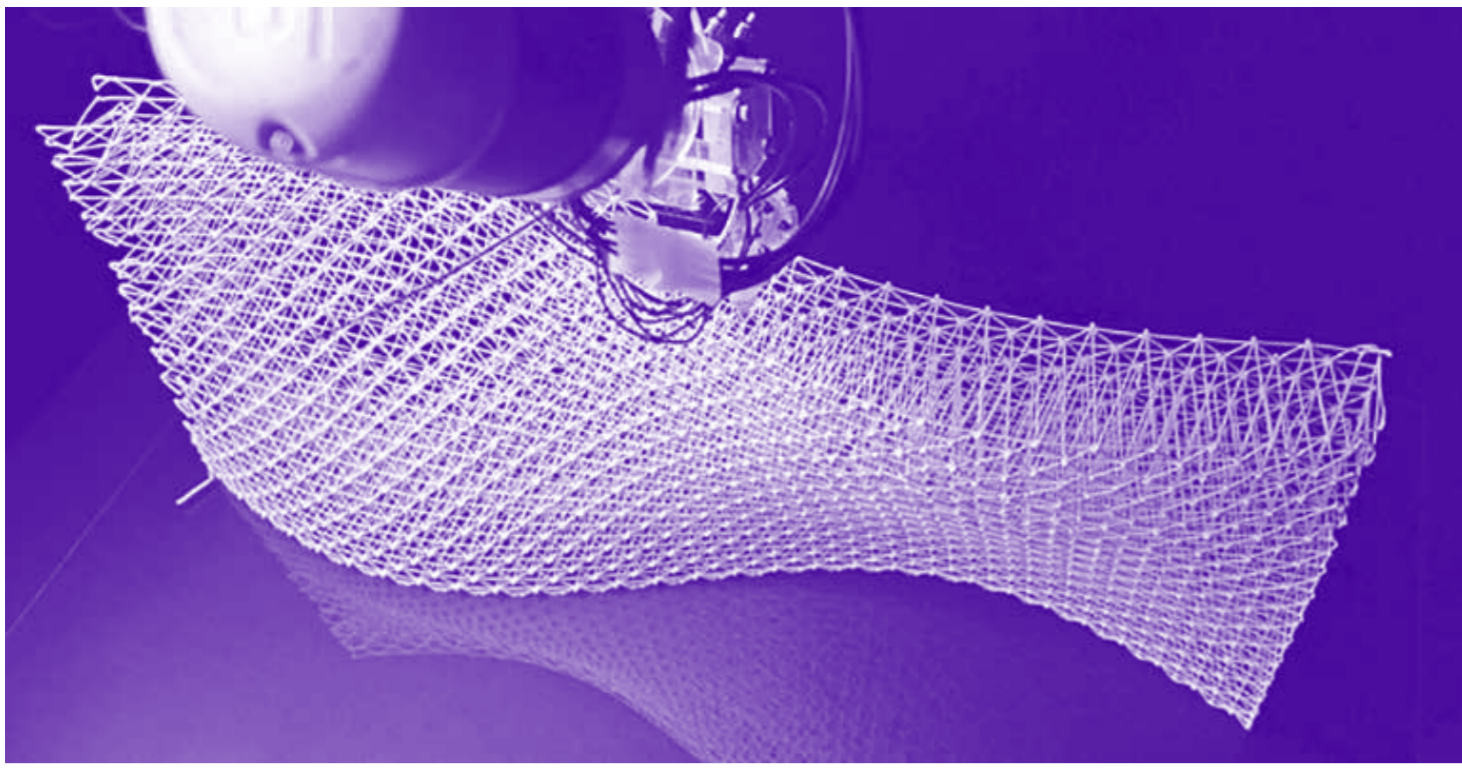
Fabrikzeitung Nr. 332, 150 Jahre «Das Kapital», Okt. 2017
Redaktion: Michelle Steinbeck
Gestaltung: Huber/Sterzinger & Sara Arzu
www.fabrikzeitung.ch



«Z», 30" x 60" x 30"
8-hole, plywood, Price: \$249

HEUTE
DIES
MORGEN
JENES
ZU TUN

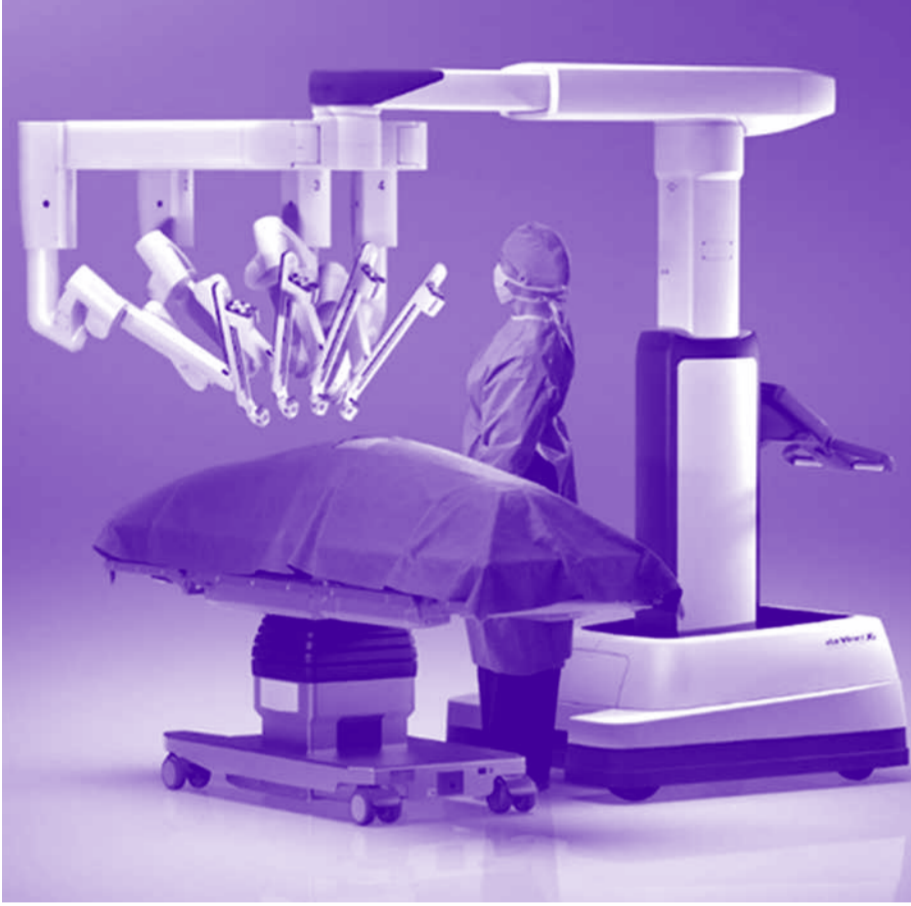
(...) morgens zu jagen, nachmittags zu fischen, abends Viehzucht zu treiben, nach dem Essen zu kritisieren,
wie ich gerade Lust habe, ohne je Jäger, Fischer, Hirt oder Kritiker zu werden.



1



2



3



4



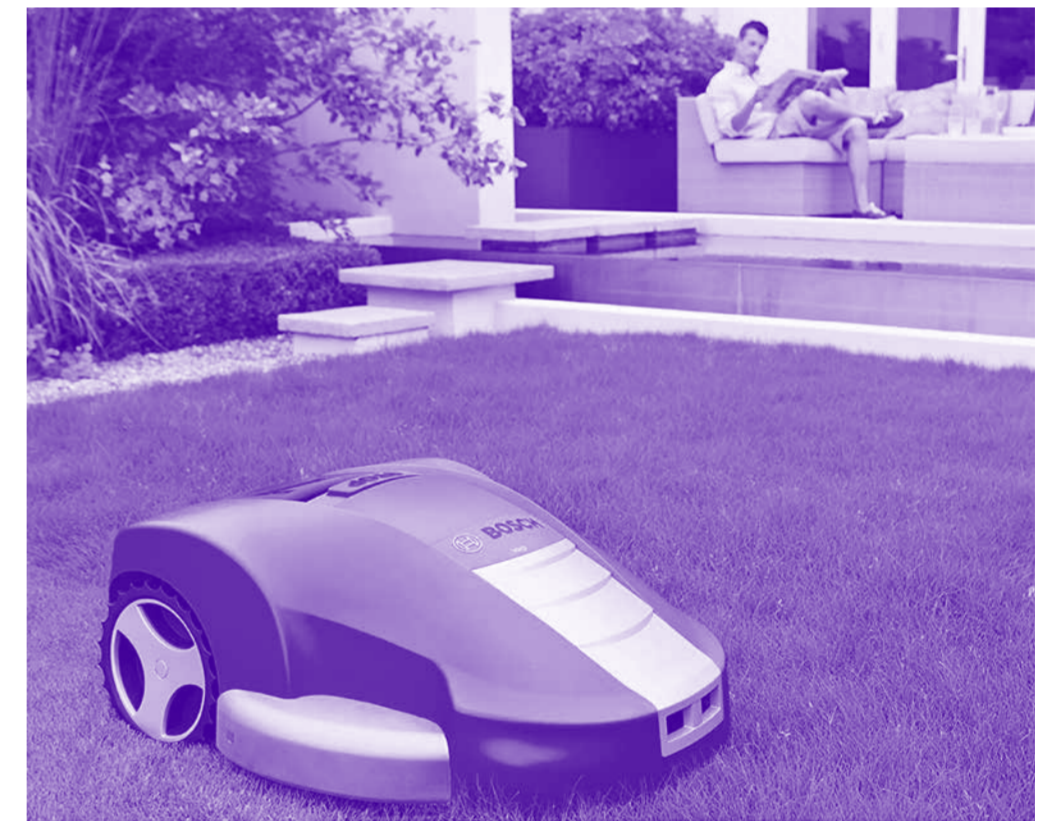
5



6



7



8



9



10



11

1 – In Zürich arbeiten ETH-Professoren an einem Roboter zur Herstellung von 3-stöckigen Gebäuden. Ziel ist ein digital entworfenes Haus, erbaut mit digitalen Prozessen – ähnlich dem 3D-Druckverfahren – zur Erforschung der Nachhaltigkeit und Effizienz digitaler Technologien.

3 – Das Da-Vinci-Operationssystem ist ein roboter-assistiertes Chirurgiesystem der Firma «Intuitive Surgical» in Kalifornien, mit dem minimal-invasive Operationen im urologischen und gynäkologischen Bereich durchgeführt werden.

5 – Amazon steckt 775 Millionen US-Dollar in einen Lagerroboterhersteller. Durch die Roboter steigt die Produktivität der Lagerarbeiter um das Drei- bis Vierfache. Entsprechend weniger Menschen werden gebraucht.

8 – Gardena Mährobotter Sileno+. Laut Hersteller erkennt er «dank SensorControl Funktion, wie stark Ihr Rasen wächst und er mäht nur dann, wenn das Gras wieder lang genug ist». Gardena wirbt mit dem Werbetaim «Leben und mähen lassen» für ihr neuestes Modell.

10 – iRobot Roomba 886 ist ein handelsüblicher Saugroboter. Laut Hersteller «erkennt Roomba Abgründe und Hindernisse dank der kompletten Ausstattung an Sensoren und navigiert so sicher durch die Räume. Wenn Sie einen Zeitplan eingestellt haben, fährt Roomba selbstständig los. Nach der Reinigung findet Roomba 886 eigenständig seine Ladestation wieder, wo er sich für den nächsten Einsatz auflädt.»

2 – Autonome Kraftfahrzeuge können mit Hilfe verschiedener Sensoren ihre Umgebung wahrnehmen und aus den gewonnenen Informationen ihre Position und die anderer Verkehrsteilnehmer bestimmen. In Zusammenarbeit mit der Navigationssoftware können sie so das Fahrziel ansteuern und Kollisionen auf dem Weg vermeiden. Derzeit investieren bereits viele der großen Autohersteller weltweit in die Entwicklung autonomer Autos, zugleich treibt die Elektronikindustrie die Entwicklung von Technologien dafür voran.

4 – Der BoniRob ist ein multifunktionaler Agrarroboter für verschiedenste Einsatzbereiche. Die Landwirtschaft gilt als eine interessante Zielgruppe für die Entwicklung von Robotern. Die Maschinen bewässern eine hohe Präzision in der Vernichtung von Unkraut und verteilen Düngemittel und Saatgut zielgenau.

6 – Lieferroboter der Schweizer Post auf Testfahrt. Online-Käufer können am Bildschirm die GPS-Position der Auslieferung markieren sowie Lieferzeit und Datum. Die Auslieferung der Fracht ist während der fünfwöchigen Versuchsphase kostenlos. Der Lieferort muss auf öffentlichem Grund liegen. Die Bewilligungen des Bundesamts für Strassen gelten nur für Einsätze im Fussgängerbereich.

9 – Paro ist ein 60 cm langer persönlicher Roboter, der zu therapeutischen Zwecken eingesetzt wird und einen beruhigenden Einfluss auf Patienten haben soll. Der Roboter verfügt unter seinem Fell über taktile Sensorik und kann darüber wahrnehmen, wenn ein Mensch ihn streichelt. Darauf reagiert Paro mit der Bewegung des Schwanzes sowie des Kopfs und der Augen. Der Roboter reagiert darüber hinaus auf Geräusche und kann Namen lernen.

11 – Die US-amerikanische Firma Aptomny Inc. hat eine Security-Guard Drone für Firmen und Privathaushalte entwickelt. Die Drone sei mit «Artificial Intelligence» ausgestattet und könne selbständig Patrouillenflüge durchführen und Überwachungsdaten sammeln. Wenn die Drone eine «unübliche Aktivität» entdeckt, kann sie Eindringlinge selbständig verfolgen und gesammelte Daten an das Kontrollzentrum weiterleiten. Weiter arbeitet die Drone mit Real-time Video und Gesichtserkennung.

7 – Kodomoroid ist ein humanoider Nachrichtensprech-Roboter, entwickelt an der Universität Osaka. Eine neuartige Sprachsteuerung soll «menschliche» Betonungen, sogar Humor ermöglichen.